

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Gegen Gangster und Ghouls

Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1300 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Spanien P 100



Gegen Gangster und Ghouls

John Sinclair Nr. 284

Teil 2/3

von Jason Dark

erschienen am 13.12.1983

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Gegen Gangster und Ghouls

Über dem Hafen lag eine trügerische Ruhe. Die Schwüle der Nacht lastete schwer auf London, und über der Themse bildeten sich Nebelschwaden. Durchsichtigen Totenhemden gleich, wanderten sie über die Wellen, schienen sich an den Schaumkronen festhalten zu wollen, um dennoch weitergetrieben zu werden. In der Ferne geisterte gespenstisch ein Wetterleuchten über den Himmel. Das dumpfe Grummeln eines Gewitters war zu hören. Ansonsten war es im Hafen ziemlich ruhig. Zwar wurden an einigen Plätzen gearbeitet, das jedoch weiter westlich, wo die Piers und Docks lagen und die Gerüste der Verladekräne als Stahlskelette in den Himmel ragten.

Die großen Lagerhäuser und Schuppen wirkten wie zum Sprung geduckte Raubtiere. Öllachen auf den schmalen Piers glänzten, als wären sie matte Augen. Ein paar einsame Lichter gaben ihr spärliches Licht ab.

Der Schiffsverkehr auf der Themse war eingeschlafen. Nur hin und wieder noch schob sich der Umriß eines großen Kahns über das Wasser.

Es war eine ideale Nacht für schmutzige Geschäfte, die in der Hafengegend immer liefen. Denn nicht nur vierbeinige Ratten bevölkerten die Gegend, auch zweibeinige.

Wenn diese Leute nicht in irgendwelchen dunklen Ecken standen, fuhren sie mit ihren Wagen. Dann huschten geisterhaft die Lichter der Scheinwerfer über die Asphaltdecke oder strichen an den Wänden der Hallen und Lager entlang.

Das alles wurde von zwei Augen genau beobachtet, denn es gab jemand, der ebenfalls einen Grund hatte, sich um diese Zeit am Hafen aufzuhalten.

Er stand dort, wo eine schmale Gasse zwei flache Lagerhäuser trennte.

Die Dunkelheit schützte ihn wie ein Tuch, und das war wichtig. Er wollte nicht gesehen werden. Noch nicht…

Von der Ferne aus gesehen, hätte man ihn für eine übergroße Schaufensterpuppe halten können. Das jedoch war er nicht. Wer näher an ihn herankam und noch einmal genauer hinschaute, hätte unter der weißen Haut etwas Dunkles gesehen, das sich innerhalb des Körpers verzweigte und grünlich leuchtete.

Es waren die Knochen der seltsamen Gestalt, und bei ihr selbst handelte es sich um keinen geringeren als Xorron. Der Herr der Zombies und Ghouls hatte den Hafen erreicht, sein zweites Ziel, denn sein erstes lag hinter ihm.

Das Totenheer, bestehend aus lebenden Leichen, stärkte ihm den Rücken. Er hatte seine Zombies mitgebracht, und sie hielten sich in seiner Nähe auf. Ein Lagerhaus war von ihnen kurzerhand besetzt worden. Sie hatten es aufgebrochen und sich dort verteilt. Jetzt warteten sie ab denn Xorron wollte die Lage peilen. Die Zombies hatte er. Es fehlten die Ghouls.

Aber sie würden kommen, denn sie hatten seinen magischen Ruf vernommen. Überhaupt hatte er sich bemerkbar gemacht, und das bei einem Mann, den er ebenfalls erwartete und der ihn nicht im Stich lassen würde, denn derjenige war nicht lebensmüde.

Dabei handelte es sich um Logan Costello, Londons obersten Mafiaboß, der auch ein Günstling der Hölle war.

Noch kam er nicht, und Xorron wartete geduldig weiter. Sein Blick fiel über den Pier, der leer und verlassen vor ihm lag. Am Ende brannte eine einsame Laterne. Ihr Licht wurde von feinen Nebelschwaden umtanzt, so daß der helle Kopf wie ein dunstiger Ballon wirkte.

Zwischen der Lampe und Xorrons Standort befanden sich einige

Gullys.
Aus ihren Löchern krochen ebenfalls die feinen Dunstschwaden und verteilten sich über dem Pier.
Der Fluß gurgelte. Die Wassermassen schoben sich der Mündung entgegen, wobei sie hin und wieder schmatzend gegen das Ufer klatschten. Xorron wartete.
An seiner Haltung hatte sich nichts verändert. Er schien mit der Erde verwachsen zu sein. Dabei wirkte er wie eine eingeschlafene Figur, ein Denkmal aus hellem Marmor, das sich nicht rührte, aber Xorron war gefährlich, das hatte er oft genug bewiesen. Nur gegen seinen neuen Feind kam er noch nicht recht an. Er hatte es versucht, wobei Shimada, der Feind, stärker gewesen war. Noch war der Kampf nicht entschieden.
Es würde zu einer dritten, alles entscheidenden Begegnung kommen, dessen war sich Xorron sicher, nur dauerte dies. Und er brauchte Unterstützung.
Logan Costello mußte ihm zur Seite stehen. Schließlich hatte Xorron auch ihm geholfen. Dies mehr als einmal, so daß Costello einfach eine Verpflichtung verspürte, sich auf Xorrons Seite zu stellen, um ihn zu unterstützen. Deshalb hatte Xorron ihm Bescheid gegeben und diesen Treffpunkt ausgemacht.
Sein Totenheer verhielt sich still. Es hatte von ihm den Befehl bekommen, nur dann an - oder einzugreifen, wenn Xorron es ihnen genau befahl. Und das würden sie einhalten. Schließlich war er ihr Herr und Meister.
Das Grummeln und Donnern in der Ferne verstärkte sich. Am Stadtrand von London tobte ein Gewitter. Dort wurde auch der Himmel von den fahlen Blitzen erhellt. Es war die Gegend, aus der Xorron gekommen war. Dort lag auch der unheimliche Friedhof, auf dem das Monstrum eine Teilniederlage erlitten hatte.
Er schaute über den Pier. Die Ghouls hatten ihm versprochen, in dieser Nacht zu kommen, denn sie mußten dem Ruf ihres Herrn folgen. Er wußte nicht, wie viele es genau waren, die Anzahl der Zombies erreichten sie wohl nicht.
Plötzlich schob sich Xorron vor. Er hatte gesehen, daß sich ein Gullydeckel bewegt hatte. Es sah seltsam aus, als er für einen Moment aufrecht stehenblieb und dann nach hinten fiel. Xorron vernahm das knirschende Geräusch, als der Deckel über die Asphaltdecke strich und schließlich liegenblieb.
Aus dem offenen Gully drang der Dunst. Er wurde über den Pier geweht, nichts hinderte ihn mehr, aber mit ihm stieg auch noch etwas anderes aus dem Gully. Ein widerlicher Gestank.
Man konnte ihn auch als bestialisch bezeichnen, und Xorron nahm ihn ebenfalls wahr. Für einen Moment zuckte es in seinem glatten

Gesicht.

Augen und Mund öffneten sich, dann nahm es wieder die alten, nichtssagenden Züge an. Sie würden kommen, er hatte sie bereits gerochen…

Xorron irrte sich nicht. Der Gully auf dem Hafengelände gehörte zu den Schlupflöchern der widerlichen Ghouls. Sie hatten mehrere Ausgänge, oft waren es alte Gräber oder Gruften, in die sie sich zurückzogen, aber auch in die unterirdischen Kanäle des Abwassersystems, denn dort hatten sie am meisten Platz.

Meilenweit zogen sich die engen Kanäle unter der Millionenstadt her.

Stinkige, widerliche Höhlen, in die Menschen nur hineingingen, wenn es ihnen ihr Job befahl oder sie etwas ausgefressen hatten und sich auf der Flucht befanden.

Dann lauerten nicht nur die fetten Wasserratten, sondern manchmal auch die Ghouls, die sich Nahrung holten.

In London verschwanden täglich Menschen spurlos. Von einem Augenblick zum anderen waren sie nicht mehr da. Keiner wußte, wo sie blieben, und ein geringer Prozentsatz dieser Verschwundenen steckte sicherlich in den unterirdischen Kanälen, wo die Ghouls lauerten, ihre Opfer umbrachten, um anschließend mit dem schrecklichen Mahl zu beginnen.

Die Ghouls gehörten zu den widerlichsten Abarten der Dämonen. Es waren schlimme Bestien. Manches Mal wurden sie sogar von ihren eigenen Dämonenfreunden gemieden, denn sie gingen, ähnlich wie Zombies, nur ihren widerlichen Instinkten nach.

Begleitet wurden sie jedesmal von einer stinkenden Pestwolke, die nach Verwesung und Grab roch. Ein Markenzeichen für die Leichenfresser.

Wenn Menschen diesen Geruch aufnahmen, wurde ihnen übel. Hatte jemand den Ghoul gerochen, war dieser schon so nahe, daß es für das Opfer kaum ein Entkommen gab, falls er keine geweihten Waffen zur Hand hatte, mit denen er die Feinde umbringen konnte.

Es hatte zahlreiche Versuche gegeben, die Ghouls unter einen Hut zu bringen. Sie waren immer wieder gescheitert, denn diese Abart gehörte zu den großen Individualisten unter den Dämonen. Zudem waren sie für andere Schwarzblütler oft nur Mittel zum Zweck und wurden eiskalt fallen gelassen, wenn sie es sich leisten konnten.

Aber Xorron wollte sie haben. Er hatte sie gerufen, und sie kamen. Der erste Ghoul schob sich aus der Öffnung. Für einen Moment war nur ein dunkel schimmernder Klumpen zu sehen, dann streckte er sich, als der Ghoul höher kletterte, und schließlich verließ er seinen Schlupfwinkel.

Eine etwa menschengroße Gestalt stand vor dem Gully, drehte den Schädel und schaute sich suchend um.

Diese Bewegung war für Xorron ein Zeichen, sich zu zeigen. Ihn hielt nichts mehr in dem engen Gang zwischen den beiden Häusern, der Ghoul sollte ihn sehen, und er sah ihn auch. Die beiden standen sich gegenüber und starrten sich an.

Xorron hob die Hand. Wenn der andere diese Zeichen verstand und ihm gehorchte, war er zufrieden.

Der Ghoul schüttelte sich, schaute zu Xorron hin und setzte sich dann in Bewegung. Er schlich näher.

Es war kein normales Gehen, eher mit einem Walzen zu vergleichen, denn der Ghoul besaß keinen Körper im eigentlichen Sinne. Seiner bestand aus einer schleimigen Masse, die über weiche Knochen wabbelte.

So bot er ein widerliches Bild.

Vor Xorron blieb er stehen. Ein Gesicht besaß der Ghoul. Alles war schief auf die schwabbelige Masse gesetzt, von der es tropfte und rann.

Xorron legte seine Pranke auf den Kopf des Ghouls und drückte zu.

Die Faust preßte die Masse zusammen, und die Gesichtszüge des dämonischen Wesens verzogen sich in die Breite und plusterten sich gleichzeitig auf, wobei sie die seltsamsten Proportionen annahmen.

»Wo sind die anderen?« Xorron stellte die Frage. Er unterhielt sich mit dem Ghoul in einer Sprache, die wohl nur die beiden verstanden.

»Sie kommen…«

»Und wer bist du?«

»Nenne mich, wie du willst. Ich habe keinen Namen. Ich lebe hier schon sehr lange.«

»Weshalb warst du nicht bei meiner Erweckung damals?«

»Ich habe den Ruf zu spät vernommen.«

»Lüge. Alle haben ihn gehört.«

»Ich nicht.«

Xorron nickte. »Dann will ich dir glauben. Aber ich möchte noch etwas wissen. Wie viele deiner Artgenossen warten noch auf mich? Ich habe sie gerufen, und sie sollen kommen. Hast du verstanden?«

»Das habe ich.«

»Gib Antwort!«

Der Ghoul drehte sich um. Er begann zu schnuppern. Seine untere schleimige Gesichtshälfte, die gelblich schimmerte, geriet in Bewegung und die wie Glasmurmeln wirkenden Augen drehten sich zu verschiedenen Seiten hin. »Es sind noch zehn.«

»Mehr nicht?«

»Nein!«

»Aber ihr müßt doch mehr…«

»Viele sind weg«, sagte der Ghoul. »Ich hatte Mühe, überhaupt die Zahl zusammen zu bekommen.«

»Wovor hatten sie Angst?«

Da stieß der Leichenfresser ein Geräusch wie ein Mensch, der sich verschluckt hatte. »Es gibt einen Mann in London, den man den Geisterjäger nennt. Er besitzt gefährliche Waffen, die für uns Ghouls absolut tödlich sind.«

»Ich kenne den Mann«, sagte Xorron mit dumpfer Stimme. »Er heißt John Sinclair.«

»Ja, das stimmt«, gab der Ghoul zu.

»Er ist auch mein Feind, aber er wird es nicht mehr lange sein, denn er gerät zwischen die Mühlsteine zweier Magien und wird getötet.« Xorron sprach mit dumpfer Stimme. »Machst du es?«

»Vielleicht.«

»Weißt du, wo er sich aufhält?« wollte der Ghoul wissen, wobei seine Stimme einen quetschenden Klang angenommen hatte.

»Ich habe ihn noch vor wenigen Stunden gesehen. Auf einem alten Friedhof. Da hätte es ihn schon fast erwischt. Aber er ist angeschlagen und nicht mehr so gefährlich.«

»Stimmt das?«

»Wenn ich es dir sage.«

»Dann will ich dir glauben.«

Xorron lachte rauh. »Es bleibt dir nichts anderes übrig, Leichenfresser. Und jetzt hole die anderen.«

»Sie werden kommen, wenn sie mich sehen«, flüsterte der Ghoul und ließ gleichzeitig ein widerliches Schmatzen hören, bevor er sich in Bewegung setzte und auf den offenen Gully zuging. Kurz bevor er ihn erreichte, blieb er stehen und schaute nach unten. Aus seinem Maul kamen dumpfe Laute, die in die Tiefe drangen und die seine Artgenossen hervorlocken sollten. Der Ghoul trat zurück, hob seine schleimige Pranke und winkte Xorron zu. Ein Zeichen, daß die anderen kommen konnten. Und sie kamen.

Sie krochen der Reihe nach aus dem Gully. Eine Gestalt glich der anderen. Nur in der Größe und der Breite gab es manchmal Unterschiede.

Zitternde, wabblige, kloßförmige Wesen entließ der Gully. Sie krochen über die rauhe Steindecke des Piers, bewegten sich schmatzend weiter, und manche zogen Fäden hinter sich her, wenn sie ihre breiten, schleimigen Füße hoben.

Xorron erwartete sie. Eingehüllt wurde er von einer stinkenden Wolke.

Ihm machte der bestialische Geruch nichts aus, er nahm ihn kaum wahr, auch wenn dieser ihn wie ein Tuch umhüllte. Ein Ghoul, dessen körperliche Umrisse die Form einer Kugel aufwiesen, war besonders vorwitzig. Er blieb dicht vor Xorron stehen, umklammerten dessen Bein und wollte sich an ihm hochziehen, was Xorron gar nicht gern

hatte. Das linke Bein hob er an und trat zu.

Der Ghoul wurde nach unten gedrückt und dabei immer platter, so daß er aussah wie eine Flunder. Eine Pfütze breitete sich vor Xorrons Füßen aus, und in der stinkenden Lache bewegten sich die Augen des widerlichen Leichenfressers wie zwei Kreise aus übergroßen Sagokörnern. »Unterlaßt in Zukunft so etwas!« erklärte Xorron.

Als er den Fuß wieder anhob, zog sich der Ghoul sofort zurück und nahm auch wieder seine ursprüngliche Gestalt an.

Die anderen umstanden Xorron. Eine kleine, stinkende, schleimige Armee, widerlich anzusehen, mit dem Pesthauch des Grabs behaftet.

Sie waren zu den Zombies die entsprechende Ergänzung. Elf Ghouls zählte Xorron.

Es paßte ihm nicht. Er hatte mit einer größeren Anzahl gerechnet, doch diese Wesen wußten, daß der Geisterjäger John Sinclair in London existierten und hatten die entsprechenden Vorsichtsmaßnahmen getroffen. Sie waren verschwunden, untergetaucht und würden vielleicht irgendwann einmal zurückkehren.

Er brauchte nicht weit zu gehen, um das Lagerhaus zu erreichen, wo die Zombie-Meute wartete. Xorron schob das große Schiebetor zur Seite. Es lief auf Rollen und gab rumpelnde Geräusche von sich.

Breit und hoch gähnte ihnen die Öffnung entgegen. Dia, Zombies hatten sich zurückgezogen. Es waren zahlreiche Gestalten, die in der Düsternis des Lagerhauses standen und sich zusammenrotteten, als sie bemerkten, daß der Ausgang nicht mehr verschlossen war. Wogende und dennoch geisterhaft scheinende Bewegungen aufgedunsener oder halbverwester Leiber, die dem Ausgang zustrebten und beim Gehen aneinander stießen.

Dort wartete Xorron mit seinen neuen Verbündeten, den schleimigen Ghouls. Die Zombies wankten herbei. Manchmal fielen sie hin, klatschten auf die Erde und erhoben sich mit schwerfälligen Bewegungen, wobei sie sich noch gegenseitig abstützten.

Als Xorron beide Hände hob, blieben sie stehen. Mit dieser Geste hatte er wieder einmal seine Macht über die Zombies bewiesen, und sie gehorchten auch prompt. Wie eine Mauer standen sie vor ihm.

Keiner konnte sich ruhig auf den Beinen halten. Sie schaukelten hin und her, manchmal zuckten die Leiber, und die Schwächeren stützten sich an den Kräftigeren ab. Xorron schaute sie an.

Zusammen mit den Ghouls bildeten sie eine ungeheuere Gefahr. Auch Logan Costello würde noch hinzukommen und sich auf seine Seite stellen. Vielleicht gelang es Xorron dann, sich gegen Shimada zu stemmen und den Kampf auch zu gewinnen.

Nur danach strebte er. Er wollte der unumschränkte Herrscher sein und die Macht nicht abgeben. Xorron sprach zu seinen Dienern. Auf

eine normale menschliche Sprache oder Befehl reagierten die Zombies nicht, aber die Worte ihres Herrn saugten sie in sich auf wie ein feuchter Schwamm das Wasser. Sie starrten ihn aus glanzlosen Augen an, hielten ihre Mäuler offen oder bewegten sich breitbeinig stehend von einer Seite zur anderen.

Xorron hielt nur eine kurze Rede. Er drang darauf, daß sich beide Dämonenarten vertrugen und nicht bekämpften, denn die Ghouls machten in ihrer Gier auch vor Zombies nicht Halt. All seine Worte richtete Xorron auf den großen Kampf hin aus. Er wußte, daß Shimada keine Ruhe geben würde, und er sprach auch von der großen Helferin namens Pandora.

»Sie wird uns zur Seite stehen und uns auch mit Shimada zusammenbringen. Dann könnt ihr den großen Kampf erleben. Ich kümmere mich um Shimada, ihr werdet euch seiner vier Diener annehmen.«

Daß diese untoten Samurai-Kämpfer brandgefährlich waren, sagte Xorron erst nicht. Er horchte jedoch auf, als die nach seinen Worten eingetretene Stille von einem summenden Geräusch unterbrochen wurde. Xorron drehte sich um.

Ein Wagen fuhr über den Pier. Seine langen Scheinwerferlanzen stachen in die Dunkelheit, schwenkten bei einer Kurve und erfaßten auch den offenen Eingang der Lagerhalle. Xorron wußte Bescheid. Dazu brauchte der Fahrer nicht erst zweimal zu blinken. Und es freute ihn, daß er auch Macht über Menschen besaß, denn Logan Costello war pünktlich.

***

Es war ein peitschender, hell klingender Knall, als wäre etwas von einer Urgewalt entzweigerissen worden, und ich stoppte abrupt meinen Schritt.

Erst jetzt sah ich den Blitz. Er stach aus dem dunklen Himmel, verzweigte sich und fand irgendwo vor mir sein Ziel, während ein zweiter Donnerschlag folgte. Das Gewitter begann!

Die Luft auf diesem alten Friedhof hatte sich verdichtet, war so schwül geworden, daß man sie kaum atmen konnte, und es hatte einfach das Gewitter geben müssen. Dann rauschte der Wind in den Blättern und Zweigen der Weiden.

Der Sturm war so heftig, daß er mich fast von den Beinen gerissen hätte.

Ich mußte sehr achtgeben, nicht zu Boden geschmettert zu werden, und baute mich breitbeinig auf.

Die tiefe Dunkelheit war über den Friedhof gefallen wie ein schwarzer Sack. Nur die dichten Wolkenbänke waren von den Blitzen aufgerissen worden, und an den gewissen Stellen schimmerte eine

hellgraue Farbe durch.

Noch hatte es nicht geregnet. Es würde jedoch nicht mehr lange dauern, bis die ersten Tropfen fielen. Deshalb wollte ich mich beeilen und nicht klatschnaß am Bentley ankommen. Dieser verdammte Friedhof hatte seine Tücken, und ich hatte auf ihm auch nichts mehr zu suchen, denn ich war froh, ihn endlich verlassen zu können.

Für mich war er ein Ort des Grauens, denn Suko und ich hatten erlebt, wie die Gräber aufbrachen, ihre grausamen Monstren und Zombies entließen, damit sie sich auf die Seite des Dämons Shimada stellten.

Aber nicht nur ihn sahen wir als Feind an, auch Xorron natürlich. Er und sein Totenheer waren überfallartig in den Friedhof eingefallen. Sie kamen aus der Luft, unterstützt von der gefährlichen und mystischen Dämonin Pandora, die sich auf Xorrons Seite stellte, aus welchen Gründen auch immer.

Mein Freund Suko war verschwunden. Und mit ihm acht junge Leute!

Was es mit ihnen für eine Bewandtnis hatte, wußte keiner von uns. Wir hatten sie nur wie tot auf dem Boden liegen sehen und konnten zum Glück feststellen, daß ihnen nichts passiert war. Wenigstens zeigten sie keine äußerlichen Verletzungen. Als der große Kampf begann, wollte Suko die jungen Leute aus der Gefahrenzone schaffen und geriet genau zwischen die Fronten der Magien. Der Friedhof war praktisch in zwei Hälften geteilt worden. In der einen bewegten sich Xorron, sein Totenheer und ich, überwacht von Pandora.

Aus der anderen Hälfte versuchten die Ninja-Dämonen in das Areal hineinzustoßen, was ihnen nur zum Teil gelang, denn Pandora griff ein, baute einen nicht sichtbaren Schutzschirm für ihre Truppe und auch für mich auf und sorgte dafür, daß die Ninja-Dämonen verschwanden. Sie wurden ins Nichts katapultiert, einfach hinweggeschleudert, so daß sie sich nun in einer fremden, mir unbekannten Dimension befanden.

Leider auch Suko und die acht jungen Leute, von denen ich keinen einzigen Namen wußte. Zurück blieb ich.

Pandora hatte mich auf gewisse Weise verschont. Den Grund kannte ich nicht, ich wußte jedoch von ihren Plänen, die besagten, daß sie den entscheidenden Kampf wollte. Er sollte zwischen Xorron und Shimada stattfinden, nur den Ort und die Zeit wollte Pandora selbst bestimmen.

Ich stolperte dabei über den Begriff Zeit, denn alles lief darauf hinaus, daß dieser Kampf unter Umständen in der Vergangenheit irgendeiner Dimension oder der Erde stattfinden sollte.

Das war natürlich ein regelrechter Hammer, und es wär schwer für mich, mich damit abzufinden. Auch wußte ich nicht, wo sich Xorron

aufhielt. Ich wollte nicht daran glauben, daß er mit Shimada zusammengetroffen war, meines Erachtens befand er sich noch in London, denn ich hatte etwas von Ghouls gehört, die er noch holen wollte.

Ghouls und Zombies. Jede Dämonenart für sich war brandgefährlich.

Zusammen aber ergaben sie eine höllische Mischung, die man kaum beschreiben konnte, und mein ängstliches Gefühl kam nicht von ungefähr.

Zudem bereitete mir Suko die größte Sorge. Wo er und die acht jungen Leute sich aufhielten, konnte niemand sagen. Sie waren verschollen, und ich wollte alles daransetzen, sie zu finden. Dabei mußte mir jemand helfen. Der Goldene Samurai!

Ich hatte, als alles vorbei war, einen Hinweis durch mein Kreuz bekommen. Der Seher war innerhalb des Kreuzes erschienen, er wußte von meinen Problemen und gab mir den Rat, mich mit dem Goldenen in Verbindung zu setzen.

Wie das geschehen sollte, war mir unklar, denn Shimada hatte dem Goldenen einen fürchterlichen Streich gespielt. Es war diesem Dämon gelungen, den Goldenen Samurai zu beschwören und ihm den so wichtigen Fächer der Sonnengöttin Amaterasu zu entreißen. Ihn wollte Shimada jetzt einsetzen, und er konnte, wenn er die Kunst beherrschte, mit dem Fächer einiges anstellen. Über genaue Dinge war ich nicht informiert, ahnte jedoch, daß ihm durch den Fächer ein gewisser Machtfaktor in die Hände gegeben worden war, den ich keinesfalls unterschätzen durfte.

So also sahen die Positionen aus, wobei ich mir wie jemand vorkam, der nach drei Seiten zur gleichen Zeit kämpfte. Zudem lag noch ein großes Programm vor mir.

Ich mußte Shao beibringen, was mit ihrem Freund Suko geschehen war.

Und das würde sehr schwer werden.

Wieder spaltete ein Blitz den Himmel. Vor meinen Augen rollte dieses außergewöhnliche Naturereignis ab, und ich schaute unwillkürlich hin, wie sich der Blitz verzweigte und seine einzelnen Speere dem Boden entgegenstachen. Der Donner folgte.

Peitschend, hell und dennoch grollend. Ein wütend klingendes Geräusch. Ich zuckte und duckte mich auch zusammen, doch der Donner konnte nur erschrecken, nicht gefährlich werden. Über mir am Himmel spielten sich schaurigschöne Szenen ab. Zwischen den Wolken tobte die gewaltige Kraft der elektrischen Ladungen. Sie wurden frei, und Blitze jagten in einer gezackten Linie sogar waagrecht über den Himmel.

Dann wurde der Friedhof jeweils für einen kurzen Moment in ein fahles Licht getaucht, das meine nähere Umgebung noch unheimlicher

machte, als sie tatsächlich schon war.

Das Gewitter tobte sich in gefährlicher Nähe aus. Noch war kein Tropfen Regen gefallen, und trockene Gewitter sind die schlimmsten. Das hatte mir schon mein Vater erzählt, als ich noch ein Kind war.

Leuchtete der Blitz, so wirkten die Bäume und Büsche wie unheimliche Gestalten aus einer gespenstischen Welt. Sie nahmen eine andere Form an, schienen für einen Moment zu leben, um anschließend wieder einzutauchen in das unheimliche Dunkel. Ein ewiges Wechselspiel zwischen satter Finsternis und fahlem Licht.

Ich tastete mich voran. Weich war der Boden, aber auch bedeckt mit Stolperfallen, denn die große Magie des Shimada hatte bewirkt, daß die seltsamen Grabsteine keinen Halt mehr fanden, wankten und dem Druck nachgeben mußten, so daß sie schließlich kippten und nur noch Fragmente von ihnen am Boden lagen.

Zwar blies der. Wind, dennoch war es kaum kühler geworden. Mir klebte die Kleidung am Körper. Mein Gesicht glänzte, und von irgendwoher kommender Staub wurde ebenfalls in langen Fahnen über den Totenacker geweht. Die winzigen Körner klebten ebenfalls auf meiner Stirn. Den genauen Weg hatte ich mir nicht gemerkt. Es war auch schlecht möglich gewesen, denn normale Wege, wie ich sie von anderen Friedhöfen her kannte, sah ich hier nicht. Alles war im Laufe der Jahre überwuchert worden.

Wieder passierte ich ein zusammengebrochenes Grab. Der Stein war zur Seite gekippt. Beim Aufleuchten eines Blitzes erkannte ich in seiner Mitte einen hellen Riß, aber ich sah noch mehr. Unter der Vorderkante schaute etwas hervor. Es war eine Hand und ein Stück des Arms.

Ein schreckliches Bild, denn von Hand und Arm war zum Teil das Fleisch gefallen, so daß die gelblich weißen Knochen hindurchschimmerten.

Die Finger bewegten sich. Sie wurden nach innen gebogen, und lange Nägel kratzten in den weichen Boden.

Unter dem Stein lag ein Zombie begraben. Wahrscheinlich war er beim Verlassen des Grabs zerquetscht worden, aber nicht tot, denn so etwas hielten die Zombies aus.

Ich wollte ihn töten, nahm mein Kreuz, bückte mich und preßte es gegen die Hand. Ich sah, wie die Klaue zuckte, als hätte sie einen Stromstoß bekommen. Dann lag sie still und begann zu verfaulen. Abermals zerriß ein Blitz die Düsternis des Himmels. Es wurde seltsam hell, und im nächsten Augenblick hörte ich mörderisches Krachen. Nicht der Donner zeigte sich dafür verantwortlich, sondern indirekt der Blitz. Es war genau das passiert, was ich befürchtet hatte, denn der Blitz war in einen Baum geschlagen. Und das in meiner Nähe.

Ich sprang mit einem weiten Satz zur Seite. Es hätte nichts genützt,

aber ich konnte sehen, was geschah.
Die unheimliche Kraft riß den Stamm in der Mitte entzwei. Es war keine Weide, sondern eine starke Platane, die bestimmt schon einige Jahrzehnte alt war und sich nun den Naturgewalten beugen mußte.
Die eine Hälfte des Baumes neigte sich so zur Seite, daß ich in Gefahr geriet, darunter begraben zu werden. So rasch wie möglich brachte ich mich in Sicherheit, und als die Baumhälfte zu Boden krachte, lag ich bereits hinter einem Grab in Deckung.
Ich wurde nicht erwischt. In der Nähe nur peitschten die Zweige gegen den Boden. Aber noch etwas war geschehen. Der Blitz hatte das pulvertrockene Holz in Brand gesetzt. Am unteren Teil begann es. Dort züngelten kleine Flämmchen in die Höhe. Sie waren zuerst nicht größer als Finger, fanden jedoch sehr schnell neue Nahrung und glitten an den helleren Innenseiten des gespaltenen Stammes entlang.
Bald brannten die ersten Äste. Sie wurden zu glühenden Armen, und ihr flackerndes Licht gab der Umgebung einen gespenstisch feurigen Glanz, dessen Widerschein auch über mein Gesicht tanzte, als ich den Kopf anhob.
Wind fauchte herbei. Er fuhr wie mit gierigen Händen in die Flammen, wirbelte sie hoch und schleuderte einen breiten Funkenteppich nicht nur tiefer in den Friedhof hinein, sondern auch auf mich zu.
Ich mußte weg, bevor der glühende Regen mich oder die unmittelbare Umgebung erreichte. Knatternde Explosionen, ausgelöst durch das pulvertrockene Holz, begleiteten meinen Weg, wie auch die erneuten Blitze und das dumpfe Wummern des Donners.
Wenn nicht bald Regen fiel, breitete sich der Brand aus und würde den gesamten Friedhof erfassen. Um ihn war es nicht schade, aber ich dachte an den in der Nähe liegenden Wald, der ebenfalls vom Flug der Funken in Brand gesetzt werden konnte.
Bereits jetzt hatte sich das Feuer ausgebreitet und auf andere Bäume übergegriffen. Auch die hölzernen Bodendecker waren von den Flammen erfaßt worden, die in ihrer Gier unersättlich waren. Im Laufen warf ich einen Blick zurück und sah eine brennende Gestalt aus einem Feuerkreis taumeln.
Erwischt hatte es einen Zombie. Die lebende Leiche wedelte mit beiden Armen und die Hitze der Flammen schmolz die Gestalt regelrecht zusammen.
Auch mir machte das Feuer zu schaffen, obwohl es mich noch nicht erreicht hatte, aber es entzog der Luft den Sauerstoff. Zudem wölkte der Qualm über den Friedhof, und das Atmen wurde für mich zu einer regelrechten Qual. Ich hustete und spuckte und mußte mir oft den Schweiß abwischen.
Und der Wind jagte heran. Er fauchte in die Flammen hinein, wühlte

sie zu einer wahren Feuerbrunst hoch. Es entstanden dabei Geräusche, die sich anhörten wie das wütende Atmen eines Ungeheuers.

Dann fielen die ersten Tropfen.

Ich hätte jubeln können, als der aus den Wolken fallende warme Regen in mein Gesicht klatschte und die heiße Haut ein wenig kühlte. Danach ging es Schlag auf Schlag. Ich war kaum ein halbes Dutzend Schritte gelaufen, als es mich voll erwischte. Der Himmel öffnete seine Schleusen, und der Regen fiel so dicht wie das Wasser aus einer Duschdüse. Im ersten Augenblick verschlug es mir sogar den Atem. Ich hatte den Mund geöffnet, das Wasser rann hinein, und wenn ich nach vorn schaute, da konnte ich kaum einen Schritt weit sehen.

Die unheimliche Natur umschlang mich. Ich tastete mich vor und stolperte weiter. Der Regen jagte voll in das Feuer hinein, und er würde es löschen. Bald würde die Sicht noch schlechter, denn gewaltige Dampfwolken, weiß und dunstig, versperrten meinen Weg.

Halbblind bahnte ich mir meinen Weg. Ich dachte nur daran, dem Friedhof so rasch wie möglich zu entkommen, die Gefahren jedoch hatte ich vergessen.

Nicht alle Zombies und Monstren waren von Pandora zurückgeholt worden, und das bekam ich sehr bald zu spüren.

Diesmal war es kein Krötenmonstrum, das mich angriff, sondern ein Wesen, aus der Luft. Es sprang mir in den Nacken.

Für einen Moment hatte ich das Gefühl, von einer Katze erwischt worden zu sein. Das Wesen hinter mir heulte aber nicht wie eine Katze. Zum Glück hatte es seine Krallen nicht direkt in das Fleisch geschlagen, sondern mehr in den Kragen, trotzdem spürte ich scharfe Nägel auf meiner Haut, schleuderte einen Arm in die Höhe, griff schräg über meine Schulter, und unter den fünf Fingern fühlte ich rauhes struppiges Fell.

Ich riß mir das Ding aus dem Nacken und schleuderte es wütend zu Boden. Als es aufprallte, konnte ich endlich erkennen, um was oder wen es sich handelte.

Es war ein kleines, handliches Biest mit roten Augen. In der Größe etwa zwischen Katze und Ratte. Dabei besaß es sechs Beine mit scharfen Krallen, und es wuchtete von der Erde her sofort auf mich zu.

Mein Gesicht wollte es treffen, doch gegen das Kreuz sprang es. Kaum berührten sich die gegensätzlichen Pole, als dieses Wesen aufzischte und in einen Glühzustand überging. Für einen Moment leuchtete es wie das Auge eines Zyklopen auf, dann platzte es auseinander, wobei der Sturm die einzelnen Teile packte und sie wegwehte. Dabei vermischten sie sich mit dem strömenden Regen. Ich atmete auf. Eine genaue Definition konnte ich nicht geben. Es mußte sich um einen niederen Dämon handeln, der in irgendeinem der Grabmäler gelauert hatte und nun freigekommen war. Es schüttete

weiter. Ich hatte längst keinen trockenen Faden mehr am Leib, als ich meinen Weg fortsetzte. Der zwar trockene Boden schaffte es nicht, die Wassermassen aufzusaugen, denn sie fielen einfach mit zu großer Gewalt aus den Wolken, so daß ich das Gefühl hatte, durch einen dünnen See zu schreiten.

Die Flammen waren gelöscht worden. Auch das Gewitter hatte sich verzogen. Hin und wieder rumorte es noch, aber die Blitze konnte ich nur noch als ein fahles Wetterleuchten in der Ferne erkennen.

Bisher hatte ich mir keine direkte Richtung aussuchen können, sondern war mehr im Kreis gelaufen. Das änderte ich nun, denn ich blieb auf dem geraden Weg und erreichte schließlich die Mauer des Friedhofs. Sie war nur kniehoch, aber die langen Eisenstäbe mußten erst einmal überklettert werden. Der Regen rauschte aus den Wolken. Alles war naß und glatt. Ich hatte meine Mühe, über das Gitter zu gelangen, sprang an der anderen Seite wieder zu Boden, schüttelte mich und suchte nach dem Bentley.

Leider war ich nicht dort gelandet, wo Suko und ich den Wagen verlassen hatten. Da ich die Gegend nicht kannte, mußte ich mich auf mein Glück verlassen und wandte mich nach rechts. Wenn ich außen am Friedhof vorbeilief, würde ich sicherlich irgendwann meinen Wagen erreichen.

Die Tropfen waren nicht dünner geworden. Nach wie vor hämmerten sie auf meinen Kopf, während ich gebückt durch die grauen Schleier schritt und meinen Wagen suchte. Ich schaffte es.

Als eine dunklere Masse tauchte der abgestellte Wagen aus dem grauen Dunst aus. Der warme Boden dampfte nach dem Temperatursturz, und so bildeten sich kleine Nebelschwaden, die aus den unzähligen Öffnungen krochen und einen feinen grauen Schleier woben, der sich dicht über dem Boden weiterbewegte. Meinen Bentley sah ich. Aber auch die anderen Gestalten.

Es waren vier, die das Fahrzeug besetzt hielten. Ich brauchte nicht erst lange nachzudenken, um zu wissen, daß es sich bei ihnen um Zombies handelte…

***

Suko sah die Umgebung verschwinden. Dies ging sehr schnell. Er kam mit seinen Gedanken kaum nach, da befand er sich schon in einem Nichts. Irgend etwas preßte ihm mit brutaler Gewalt den Brustkorb zusammen, so daß ihm das Atmen schwerfiel.

Für einen Moment hatte er Angst, dicht an der Schwelle des Todes zu stehen, das Gefühl jedoch verflüchtigte sich rasch, denn das Dunkel vor ihm lichtete sich und machte einem seltsam klaren Grau Platz.

Suko schüttelte den Kopf. Er wußte nicht, wo er sich befand, aber er wollte zunächst den Druck einmal loswerden, der auf seinem Schädel

lag, damit er klare Gedanken formulieren konnte. Seine nähere Umgebung beachtete er nicht sonderlich, sondern dachte darüber nach, was eigentlich geschehen war.

Suko erinnerte sich wieder an die Szenen auf dem unheimlichen Friedhof, an die Kämpfe und Auseinandersetzungen mit den Monstren, die aus der Erde krochen oder in den zerstörten Gräben gewohnt hatten.

Das alles lag hinter ihm, war nur eine Episode gewesen, aber eine neue lag jetzt vor ihm.

Natürlich konnte der Chinese nicht genau sagen, wo er sich befand. Er glaubte jedoch daran, daß ihn die Magie in eine andere Dimension katapultiert hatte.

In eine Dimension oder Zeit, die, physikalisch gesehen, den Gegebenheiten der Erde entsprach, denn Suko konnte die Luft atmen, die ihn umgab. Das war viel wert.

Er saß. Auf einem glatten Boden, und als er mit der Hand darüberstrich, fühlte er die Kühle der Steine. Sie waren dunkler als das ihn umgebende Dämmerlicht, vielleicht besaßen sie eine grüne oder eine schwarze Farbe. So genau war das nicht zu erkennen.

Außerdem spielte es keine Rolle, denn andere Dinge waren für den Chinesen viel wichtiger. Er hatte die Reise nicht allein gemacht, denn mit ihm zusammen waren auch die anderen acht jungen Leute in diese fremde Dimension geschleudert worden.

Suko sah sie in unmittelbarer Umgebung liegen, und sie kamen ihm vor, als hätten sie ihre Haltung überhaupt nicht verändert. Zwei lagen auf dem Bauch, drei auf der Seite, und die restlichen drei hatten eine Rückenlage eingenommen.

Niemand von ihnen rührte sich. Sicherheitshalber untersuchte Suko jeden einzelnen und war beruhigt, als er bei ihnen den Herzschlag spürte.

Er stieg über die am Boden Liegenden hinweg und nahm die nähere Umgebung in Augenschein. Was ihm auffiel, waren die gewaltigen Säulen, die in unregelmäßiger Reihenfolge vor ihm hochwuchsen. Ein Ende konnte Suko nicht erkennen, da sie weit oben im Dämmerlicht verschwammen. Die Säulen wirkten wie die Stämme uralter Bäume. Sie besaßen die gleiche Farbe, waren auch nicht glatt, sondern zeigten Risse und Einkerbungen. Nach Sukos Ansicht konnten die Säulen nur ein riesiges Dach tragen, und vielleicht war er in einer Höhle oder in einem Tempel gelandet. Um das herauszufinden, hätte er sich zu weit von den Jugendlichen entfernen müssen. Dies wollte er auf keinen Fall, denn jemand mußte dabeisein, wenn sie erwachten. Sicher brauchten sie eine Ansprache, die ihnen Mut machte.

Suko schlug einen Kreis. Außer seinen eigenen Schritten vernahm er nichts. Ihn umgab eine totale Stille, wie sie nur in einem großen Raum

herrschen konnte, einem Tempel, zum Beispiel. Seine unfreiwilligen Begleiter ließ er nicht aus den Augen, und er war sofort da, als er feststellte, daß sich der erste der Jungen regte. Es war derjenige, den er auch zuerst aus der Gefahrenzone geschafft hatte, ein junger Mensch, der seinen Kopf schüttelte und sich erstaunt umsah, dann erschrak, als Suko auf ihn zukam.

»Keine Sorge«, sagte der Inspektor. »Ich tue dir schon nichts.«

Der Junge hatte etwas sagen wollen, hob den Blick und schaute Suko an, der sich neben ihn hockte und seinen Namen sagte. »Ich heiße Hauke Heck.«

»Okay, Hauke, dann wollen wir uns erst einmal freuen.«

»Wieso?«

»Wir leben.«

Hauke lachte. »Das ist doch klar, ich will es hoffen…« Er stockte und bewegte nervös seine Finger. »Oder ist das etwa nicht normal, Suko?«

Der Chinese wiegte den Kopf. »In unserer Situation wohl nicht. Denn mit uns ist etwas geschehen, das sich nur sehr schwer erklären läßt, mußt du wissen.«

»Und was?«

»Du erinnerst dich an den Friedhof?«

»Ja.«

»Da sind wir nicht mehr.«

Hauke schüttelte den Kopf. »Wieso nicht? Wir wollten doch nichts von diesem Totenacker. Verdammt, jetzt weiß ich überhaupt nichts mehr. Das macht einen ja verrückt.«

»Kann ich mir vorstellen. Bitte, erzähle mal, wie ihr überhaupt auf diesen Friedhof gekommen seid! Und noch eine Sache«, sagte der Inspektor. »Der Aussprache nach bist du kein Engländer.«

»Nein, Deutscher.«

»Die anderen auch.«

»Sicher.«

Suko verdrehte die Augen. »Da fahrt ihr von Deutschland nach England, besetzt einen alten Friedhof und wollt…«

»Wir sind doch ein Horror-Club«, verteidigte sich Hauke und schaute zu Boden.

»Den Horror habt ihr bekommen und werdet ihr noch bekommen. Jedenfalls mehr, als euch lieb ist.« Suko dachte daran, daß er und sein Freund John Sinclair einmal einen ähnlichen Fall erlebt hatten, in dem ebenfalls eine aus Deutschland stammende Jugendgruppe eine große Rolle spielte. Da war es um den lächelnden Henker gegangen.

Anschließend hörte er zu, was ihm Hauke zu berichten hatte. Suko konnte nur staunen, als er von der Verwandlung des Jungen Koto erfuhr.

Aus Koto war Shimada geworden, und dieser Dämon hatte seinem

Namen alle Ehre gemacht. Er konnte tatsächlich in 1000 Masken auftreten und hatte es verstanden, die acht jungen Leute für sich zu gewinnen und gleichzeitig auch reinzulegen. »Wir wollten weg, dann packte uns irgendeine Kraft, wir kippten um, von dort an weiß ich nichts mehr.« So beendete Hauke seinen Bericht, den Suko nickend zur Kenntnis genommen hatte.

»Wir müssen uns eben etwas einfallen lassen«, erklärte der Inspektor.

»Sicher, aber wo befinden wir uns hier?«

»Das frage ich mich auch.«

Hauke schaute Suko erstaunt an. »Das… das weißt du nicht, wo wir hier sind?«

»Nein, ich habe nur Vermutungen. Da ihr euch mit diesen Dingen beschäftigt, will ich auch nicht damit hinter den Berg halten. Meiner Ansicht nach haben wir eine Dimensionsreise hinter uns und befinden uns entweder in einer fremden Dimension oder einer anderen Zeit. Vielleicht trifft auch beides zu.«

»Das ist doch Quatsch!« Nicht Hauke hatte die Worte gesagt, sondern Rudi Tewes. Er war unbeobachtet von Suko und Hauke erwacht. Dabei hatte er einen Teil des Gesprächs mitbekommen. Suko drehte sich um.

Er schaute in ein junges Gesicht, daß auch in diesem Licht seltsam bleich wirkte. Das schwarze Haar hing Rudi in die Stirn, sein Blick flackerte.

»Was mischst du dich überhaupt ein!« beschwerte sich Hauke.

»Wenn der doch Mist erzählt.«

»Das ist kein…«

»Beruhigt euch«, sagte Suko. »Wir können alles gebrauchen, nur keinen Streit.« Die beiden Jungen schwiegen. Zudem wurden sie abgelenkt, denn auch die anderen sechs erwachten aus ihrer Lethargie. Der Vorgang war bei fast allen gleich. Sie kamen in die Höhe und schauten sich zunächst verwundert um.

Niemand sprach. Nur staunende, überraschte Blicke, die sich dann in angstvolle und verwunderte umwandelten, je nachdem, wie die Personen ihre Lage empfanden.

Die ersten wollten sprechen, doch bevor alle durcheinanderreden konnten, winkte Hauke ihnen zu und rief: »Kommt mal her, wir müssen euch etwas sagen.« Sie kamen.

Suko kannten sie nicht. Er wurde angestarrt. Oft sehr mißtrauisch, denn keiner der Jungen konnte einen Chinesen so recht unterbringen. Suko aber lächelte und bat mit freundlichen Worten, daß man sich in einem Kreis zusammensetzen sollte.

Das wurde auch getan. So völlig auf der Höhe fühlte sich keiner der Anwesenden. Ihre Bewegungen waren langsam. Irgend etwas schien mit dem Kreislauf nicht in Ordnung zu sein. Aber sie erholten sich. Suko, der währenddessen gewartet hatte, ergriff das Wort, stellte sich

noch einmal vor und erklärte die Lage mit wenigen Sätzen.

Er beschönigte nichts, verschwieg nichts und sprach auch von den Gefahren die ihnen unter Umständen begegnen konnten.

»Wir befinden uns in einer permanenten Lebensgefahr«, faßte er zum Schluß zusammen. Das hatte gesessen. Niemand war da, der ihm eine Antwort gab oder widersprach. Die jungen Leute schauten sich nur an.

Sie hatten trotzdem Fragen, das las Suko von ihren Gesichtern ab.

»Soweit ich in der Lage bin, werde ich euch auf Fragen antworten, aber zuvor möchte ich eure Namen wissen, auch wenn ich sie mir nicht alle merken kann.«

Sie sagten der Reihe nach die Namen auf. Mal mit lauter, dann wieder mit leiserer Stimme, je nach Temperament. Suko hörte geduldig zu. Er wurde natürlich auf die fremde Dimension angesprochen. Andreas Schattmann tat dies.

»Gibt es die wirklich, oder haben Sie uns da etwas erzählt.«

»Nein, es existieren diese Dimensionen. Wir können auch davon ausgehen, daß wir uns zeitversetzt befinden. Alles ist möglich, denn wir haben das Pech gehabt, in die Auseinandersetzung zweier dämonischer Gegner hineinzugeraten. Shimada und Xorron.«

»Und wer ist das genau?« fragte Frank Fischer.

In Stichworten erklärte Suko, um wen es sich bei Xorron handelte.

»Woher wissen Sie das so gut?« mischte sich Thomas Beinke ein und erntete von den anderen ein zustimmendes Nicken.

»Weil ich mich mit der Materie beschäftige. Ebenso wie mein Freund John Sinclair. Ihr könnt uns im weitesten Sinne des Wortes als Geisterjäger bezeichnen.«

Die Horror-Fans schauten sich an. Daß es so etwas wirklich geben sollte, damit hatte niemand gerechnet. Dementsprechend still wurde es auch, bis Sven Baumert eine gute Frage stellte. »Was machen wir denn jetzt?«

»Das ist natürlich das große Problem«, gab Suko zu. »Da ich nicht für alle Ewigkeiten in den Zeiten verschollen bleiben möchte, wäre es gut, nach einer Brücke zu suchen, die uns wieder in die normale Zeit transportiert. Es wird schwer sein…«

»Gibt es diese Brücke überhaupt?« fragte Marc Fürstner mit leiser Stimme.

»Das kann ich euch nicht sagen. Ich weiß allerdings aus Erfahrung, daß es sowohl als auch Übergänge gibt, das heißt, von der einen in die andere Dimension.«

»Und die müssen wir nur finden«, sagte Ullrich Latta, der sich bisher ziemlich schweigsam verhalten hat.

»Wie in einem Fantasy-Streifen«, murmelte Thomas. Er schüttelte sich.

Suko wechselte das Thema. Er wußte genau, welch eine schwere

Verantwortung auf seinem Rücken lastete, und er hoffte, daß er diesen Packen würde tragen können. »Freunde, reißt euch zusammen! Sollte es zwischen euch persönliche Differenzen geben, dann schaltet sie aus. In dieser Welt, die uns wie eine feindliche Mauer umgibt, ist ein jeder auf den anderen angewiesen. Keinen Streit, keinen Ärger, überhaupt nichts. Wir müssen zusammenhalten, sonst ist es aus.« Acht Jungen nickten, als sie Sukos Worte gehört hatten.

»Und wir werden auch zusammenbleiben. Niemand entfernt sich außer Sichtweite des anderen«, sagte Suko mit eindringlicher Stimme.

»Und was konnte geschehen?« wollte Hauke wissen.

Suko hob die Schultern. »Ich kann leider nicht in die Zukunft sehen. Dennoch können wir davon ausgehen, daß wir die gleichen Figuren hier antreffen wie auch auf dem Friedhof. Also Shimada und seine grausamen Schergen, denn sie müssen sich ebenfalls in dieser Dimension befinden. Für mich gibt es keine andere Möglichkeit.«

Die Horror-Fans schwiegen. Bei manchem sah Suko einen Schauder der Angst auf dem Gesicht oder das Zusammenpressen der Hände zu harten Fäusten. Er wußte, daß Schweres auf sie alle zu kam und hoffte, daß seine neuen Freunde auch durchhalten würden.

Und er drückte sich selbst und den anderen die Daumen, daß die zu erwartenden Gefahren keinen lebensgefährlichen Charakter annehmen würden. Vielleicht gelang es ihnen, sich aus allem herauszuhalten. Es wäre wirklich das beste gewesen. Suko stand auf.

Damit hatte er das Zeichen gegeben, denn die anderen erhoben sich ebenfalls von ihren Plätzen. Bevor sie gingen, sagte Suko und deutete dabei noch in die Runde: »Wo wir uns genau befinden, weiß ich leider nicht. Nehme jedoch an, weil ich die Säulen sehe, daß es sich um einen Tempel oder eine große Halle handelt. Das werden wir noch herausfinden.«

»Wo ist denn der Ausgang?«

Suko schaute Hauke an. »Den müssen wir auch noch finden.«

»Da können wir lange suchen.«

»Unter Umständen ja.«

Es war egal, in welche Richtung sie sich auf den Weg machten. Sie hofften nur, daß sie irgendwann einmal an ein Ziel gelangen würden, und dafür drückten sie sich die Daumen. Die Horror-Fans hielten sich an Sukos Anweisungen und blieben dicht beisammen. Sie schritten hinter dem Chinesen her, der sehr wachsam war. Manchmal unterhielten sie sich auch, und Suko entnahm ihren Worten, daß sie alle eine gewisse Furcht verspürten, was er persönlich sehr gut verstehen konnte, denn ihm war auch nicht gerade wohl ums Herz.

Die Lichtverhältnisse änderten sich nicht. Für Suko ein Beweis, daß ein Ausgang nicht in der Nähe lag, und er entdeckte auch keinen Hinweis auf eine Decke, die über den Säulen lag. Alles verschwamm in

einem diffusen Halbdunkel.
Zeit spielte hier keine Rolle, deshalb wußte auch niemand, wie lange sie unterwegs waren, aber Sven Baumert entdeckte den dunkleren Schatten als erster.
»Ich glaube, da ist die Decke!« rief er.
Sofort blieben die anderen stehen und schauten nach oben.
In der Tat war es über ihnen dunkler geworden, und man konnte eine Decke erahnen, die sich sogar leicht neigte, denn vor ihnen wurde der Schatten noch intensiver.
Suko überlegte. Daß es sich bei dem Schatten um eine sich neigende Decke handelte, war nicht auszuschließen, stand aber auch nicht hundertprozentig fest. Es konnte auch eine Falle sein. Die acht Horror-Fans jedenfalls schöpften so etwas wie Hoffnung, und sie hatten es plötzlich sehr eilig, doch Suko hielt sie zurück.
»Bleibt hier!« hallte seine Stimme. »Ich werde nachsehen.«
»Aber wieso?« regte sich Rudi Tewes auf. »Wir können doch…«
»Gar nichts können wir!«
Der Chinese war ziemlich ungehalten. Wenn ihm die Disziplin verlorenging, konnte es zum Chaos kommen. In dieser fremden Welt fast ein tödliches Risiko.
»Ihr bleibt hier, und ich werde schauen, was sich da vorn tut«, erklärte Suko sehr bestimmt. Niemand hatte etwas dagegen einzuwenden.
Wenigstens sprach es keiner offen aus. So machte sich der Inspektor allein auf den Weg. Dabei hielt Suko den Blick nach oben gerichtet, denn der fortlaufende Schatten war für ihn auch ein Wegweiser.
Er neigte sich stärker. Suko kam immer mehr zu der Überzeugung, daß es sich dabei tatsächlich um eine Decken- oder Dachneigung handelte, und er glaubte ebenfalls daran, nicht mehr allzu weit von einem Ausgang entfernt zu sein.
In der Tat sah er vor sich etwas Helles schimmern. Genau abgegrenzt, in der Form eines Vierecks. Es war sehr hoch und auch sehr breit. Was dahinter begann, konnte Suko noch nicht erkennen, aber er hatte das geschafft, was er wollte. Deshalb rief er nach den anderen.
Die acht jungen Leute kamen sofort. Suko vernahm ihre dumpfen Schritte, und als die Horror-Fans neben ihm standen, deutete der Inspektor auf das Rechteck. »Da können wir raus.«
Die anderen staunten. Suko beobachtete ihre Gesichter. Sie hatten einen anderen Ausdruck angenommen. Er wirkte irgendwie beruhigender, man sah ihnen das Aufatmen an. In dieser Hohle, dieser Burg oder dem Tempel hatten sie sich verdammt unwohl gefühlt. Daß sie jetzt aufatmeten, konnte ihnen keiner verdenken.
Suko dämpfte auch ihren Optimismus nicht. Sie würden bald den relativen Schutz dieser Hohle verlassen, und was sie draußen

erwartete, das wußte niemand zu sagen. »Zusammenbleiben!« ordnete der Inspektor an.

Die Jungen fügten sich. Sie hatten den Chinesen mittlerweile als Leiter akzeptiert und würden sich hüten, irgend etwas anderes zu unternehmen.

Suko mußte an den Satz denken, über den so oft nachgedacht worden war. Jeder Mensch war für sein eigenes Schicksal verantwortlich. Wieder kam ihm das in dieser Situation sehr deutlich zu Bewußtsein.

Das große Tor nahm sie auf. Es streckte sich ihnen entgegen, war mit einer Lockung zu vergleichen, die die Menschen an sich zog, damit sie hindurchschritten und sehen konnten, was hinter dem Tor lag.

Die Temperatur blieb gleich. Auch die Farbe des Lichts änderte sich nicht. Ein seltsames Grau, das die Gegenstände allerdings noch konturenscharf erkennen ließ. So etwas gab es auf der Erde nicht.

Erst als die neun Menschen unter dem Tor standen, sahen sie, wie groß es eigentlich war. Gewaltig schwebte es über ihren Köpfen. Sie selbst kamen sich klein und winzig vor.

Der Inspektor beobachtete seine Schützlinge. Auch sie hatten die Köpfe gehoben und blickten sich um. Mit diesen Maßen mußten sie erst fertig werden, was ihnen nur schwer gelang, denn Suko sah auf ihren Gesichtern den Schauer. »Das ist ein Tempel«, erklärte Marc und nickte.

Suko, der einige Schritte vorgegangen war, drehte sich um und schaute zurück. »Kein Tempel, sondern eine gewaltige Pagode«, präzisierte er.

Jetzt wollten es seine Schützlinge auch sehen, liefen zu ihm und schauten zurück. Sprachlosigkeit zeichnete die nächsten Sekunden, allen war klar, daß sie eine Pagode hinter sich gelassen hatten, wie man sie in ihrer Größe auf der Erde nicht fand. »Unglaublich«, flüsterte Andreas Schattmann. Seine Freunde schwiegen voller Ehrfurcht.

Suko interessierte sich nicht für die Pagode. Er schaute nach vorn, denn er wollte mehr von dem Land sehen, das sich vor und unter ihm ausbreitete.

Sie standen etwas erhöht, denn die unbekannten Baumeister hatten die Pagode auf der Kuppe eines flachen Hügels errichtet.

Der Inspektor blickte in eine Gegend, die eigentlich völlig normal war.

Vielleicht erinnerte sie an die toten Wüsten in Arizona oder New Mexiko, denn Suko sah nirgendwo auch nur einen grünen Grashalm. Tot, leer und schweigend war die Gegend. Wirklich schweigend?

Diesen Eindruck mußte er sehr schnell revidieren, denn er hatte ein Geräusch vernommen. Als dumpfes Brausen drang es an seine Ohren,

und auch die Horror-Fans hatten es gehört. Von links her wehte das Geräusch. Wer es verursacht hatte, könnte Suko noch nicht sehen, die Lichtverhältnisse reichten dafür einfach nicht aus. Es erschien ihm allerdings sicherer, wenn er sich mit seinen Schützlingen wieder zurückzog. »In die Pagode!« zischte er.

»Und dann?« fragte Ullrich.

»Wir werden abwarten, was sich alles ergibt.«

Die Freunde folgten dem Chinesen ohne Widerspruch. Der gelöste Ausdruck auf ihren Gesichtern hatte einem angespannten Platz geschaffen. Bestimmt überlegte jeder einzelne, um was es sich bei diesem donnernden Geräusch handeln konnte, aber niemand sprach seine Vermutung aus. Sie mußten warten und alles auf sich zukommen lassen. Das geschah auch.

Das Geräusch wurde lauter. Ein gewaltiges Donnern war zu vernehmen.

Der Schall wurde bis unter das Tor getragen, dann pflanzte er sich noch weiter fort und verlor sich in der Pagode. Sven sagte: »Da kommt jemand. Der oder die wollen uns bestimmt holen.«

»Halt doch die Klappe!« zischte Hauke.

Sie hatten sich geduckt und es Suko nachgemacht. Ihre Blicke waren nach vorn gerichtet, wo das Geräusch immer mehr anschwoll und zu einem regelrechten Knattern wurde, in das funkelnde Blitze hineinstießen und sich plötzlich schattenhafte Gestalten abzeichneten.

Jetzt konnten die Menschen Genaueres erkennen.

Ihre Augen weiteten sich, denn was sie zu sehen bekamen, war ungeheuer. Auf fünf seltsamen Reittieren, die den Körper eines Pferdes, aber den Kopf eines Krokodils besaßen, hockten die dämonischen Wesen, die sie schon vom Friedhof her kannten. Shimada und seine vier Diener.

In voller Karriere ritten sie heran. Die Hufe der Tiere schlugen Funken, die als Sprühkette in die Luft gestoßen wurden und wieder zusammenfielen.

Eine wilde Kavalkade, dämonische Reiter, denen dieses Land wahrscheinlich gehörte und die gekommen waren, um ihre Opfer zu holen…

***

Die Zombies hatten sich bewaffnet!

Das machte mich sauer, denn so primitiv die Waffen auch waren, sie konnten sicherlich damit umgehen.

Steine und Knüppel hatten sie sich besorgt und hielten sich in Deckung meines Bentley auf. Nach wie vor dampfte die Erde. Die Zombies waren, wenn sie von den Schwaden umweht wurden, nur schattenhaft zu erkennen. Wesen, die aus dem Nichts gekommen zu

sein schienen und nun lauerten, um mich zu erledigen.

Hätte ich Zeit gehabt, wären die vier für mich wohl kein Problem gewesen, denn irgendwann wäre jeder von ihnen von einem geweihten Silbergeschoß erwischt worden. Aber bei mir mußte es schnell gehen.

Der Fall befand sich leider erst im Anfangsstadium, und so mußte ich zusehen, daß ich die Sache in wenigen Minuten hinter mich brachte.

Das schienen die Zombies zu ahnen, und sie machten mir einen Strich durch die Rechnung. Bevor ich mich noch in Bewegung setzen konnte, nutzten die Zombies ihre Chance, verließen die unmittelbare Nähe des Wagens und tauchten in den Dunst ein wie Gespenster. Sie kamen mir vor, als wären sie ein Teil von dem Nebel selbst. Ich sah sie nicht mehr.

Meine Lippen verzogen sich zu einem harten Grinsen. Die Taktik dieser Bestien war gar nicht schlecht. Sicherlich hatten sie mich längst gewittert und warteten nun darauf, daß ich mich auf den Wagen zubewegte, um in ihre Arme zu laufen. Das würde ich auch.

Dabei befand ich mich in der Lage, daß ich einfach los mußte und keine Zeit hatte, lange zu warten. Mit gezogener Beretta ging ich die ersten Schritte. Auch den Wagenschlüssel hielt ich griffbereit, und meine Füße platschten durch die Pfützen, die der Regen hinterlassen hatte. Wasser spritzte auf. Da ich schon naß war, war es mir egal.

Wie eine Lockung stand der schwere Bentley auf dem Weg. Ich schaute auf den Kühler. Wenn ich wegfahren wollte, mußte ich erst wenden.

Keiner der Zombies ließ sich blicken. Sie hatten es verstanden, die natürlichen Gegebenheiten für sich auszunutzen, und ich entdeckte nicht eine Hand von ihnen.

Auch von den Wasserpfützen stiegen die Dunstschwaden hoch. Sie trieben über den Weg, und ich hatte das Gefühl, als würde ich durch eine geisterhafte Landschaft schreiten.

Längst hatte ich über die Hälfte der Distanz hinter mich gebracht, und noch immer erlebte ich keine Reaktion der Zombies. Meine Blicke schweiften nach rechts und links. Auf der rechten Seite befand sich die Friedhofsmauer. Dort konnte sich niemand verborgen halten. Gegenüber jedoch begann der Wald. Und da standen die Bäume ziemlich dicht.

Die Luft war schwer. Bei jedem Atemzug hatte ich das Gefühl, auch Wasser zu trinken, so dick und dunstig waren die Schwaden, die mich umtanzten.

Der Bentley lockte mich. Er stand da, war nicht besetzt, und ich brauchte nur einzusteigen. Neben der Fahrertür blieb ich stehen. In der linken Hand hielt ich die Beretta, in der rechten die Schlüssel. Einen davon führte ich dem Schloß zu.

Trotz dieser unzählige Male geübten Bewegung fand ich das Schloß nicht sofort, kratzte etwas am Lack, schob den Schlüssel dann nach rechts und probierte es ein zweitesmal. Diesmal ging es.

Bevor ich die Tür aufschloß, warf ich noch einen Blick über die Schulter.

Hinter mir dampfte und wogte es. Unterholz und Bäume verschwanden in einem nebligen Grau, und von ihren Blättern tropfte das Wasser mit hartem Pitschen zu Boden.

An diese Geräusche hatte ich mich mittlerweile gewöhnt. Als ich die Wagentür aufzog, kam es mir vor, ah würde sich das Maul eines Ungeheuer: öffnen, um mich zu verschlingen. Ein Ziehen auf meinem Rücken bewies mir, daß ich nach wie vor unter großer Spannung litt. Ich duckte mich und stieg ein. Automatisch faßte ich nach dem Türgriff und zog den Wagenschlag zu.

Kurzes Aufatmen, geschafft!

Sollten die Zombies so einfach auf gegeben haben? Daran wollte ich nicht glauben. Ich kannte mich mit diesen seelenlosen, untoten Bestien aus. Oft genug hatte ich gegen sie gekämpft und festgestellt, daß sie es immer wieder versuchten. Sie mußten dies tun, um ihren Trieb nachzukommen. Auch jetzt…

Bevor ich startete, schaute ich mich nach allen Seiten um. Kein Zombie zeigte sich mir. Die Bestien hielten sich vornehm zurück. Hatten sie erkannt, daß ich als Beute »unverdaulich« war? Das wäre mir zum erstenmal passiert, denn Zombies nahmen normalerweise auf niemand und nichts Rücksicht. Da es sehr still war, hörte ich meinen Herzschlag überlaut klopfen. Noch ließ ich mir Zeit und führte meine Hand nur zögernd nach vorn.

Verdammt, ich konnte einfach nicht mit dem Wissen losfahren, daß noch vier Zombies zurückblieben.

Trotzdem startete ich.

Obwohl es lange geregnet hatte und die Luft wegen der Feuchtigkeit schwer war, sprang der Motor sofort an.

Ein Blick in Innen- und Rückspiegel zeigte mir nur tanzende Nebelschwaden - und eine Gestalt, die sich aus diesem grauen Teppich löste. Sie wankte schräg auf den Wagen und war aus dem Wald gekommen. Also doch. Ich fuhr an.

Langsam rollte ich die ersten fünf Yard nach vorn, denn ich wollte auch die restlichen Zombies locken.

Das gelang mir.

Der zweite tauchte ebenfalls aus dem Wald auf. Links von mir sah ich ihn, wie er sich aus dem düsteren Schatten löste und die Kühlerhaube des Autos ansteuerte.

Dabei hatte er den rechten Arm erhoben, und er traf keinerlei Anstalten, dem Fahrzeug auszuweichen.

Er wollte den Kampf.
Den sollte er haben, denn ich dachte nicht daran, auszuweichen. Ich hatte aber auch die Waffen der Zombies vergessen. Kurz bevor er gegen meinen Wagen laufen konnte, hob er den Arm und schleuderte das, was er in seinen kalten Totenklauen gehalten hatte. Es war ein Stein. Und er traf.
Ich sah nur den Schatten, duckte mich, so gut es möglich war, hinter dem Lenkrad zusammen, hörte das dumpfe, dann platzende Geräusch, schielte nach oben und sah bereits den Splitterregen, der mir entgegengewirbelt wurde.
Mich selbst traf der Stein nicht. Er landete irgendwo im Fond. Ich nagelte mit meinem rechten Fuß das. Bremspedal fest, brachte den Wagen zum Stehen, tauchte wieder aus der Versenkung auf und blickte durch das Loch an der rechten Scheibenhälfte. Die linke war zwar nicht mehr ganz, dennoch hingen mehr Fragmente im Rahmen als rechts. Und auf der Kühlerhaube lag der Zombie!
Er bot ein schlimmes Bild. Einen Arm hatte er vorgestreckt, die Hand gekrümmt, als wollte er versuchen, sich mit den Fingern an dem glatten Blech festzuklammern, was ihm natürlich nicht gelang. Dafür schob er sich vor.
Sein Gesicht war naß. Die wenigen Haare klebten auf dem runden Schädel, der Mund stand offen, aus seiner Nase rann irgendeine gelblich schimmernde Flüssigkeit.
Ich hatte die Beretta längst gezogen, streckte den Arm aus, zielte und schoß.
Vor der Mündung war das Gesicht groß aufgewachsen. Es schien auch in die Feuerblume am Laufende der Beretta hineinzuwachsen, dann zerfloß es, als mein geweihtes Silbergeschoß haargenau das Zentrum erwischte.
Der Zombie hatte nicht die Spur einer Chance. Es gelang ihm auch nicht mehr, sich zu halten, die Kraft des Geschosses wischte ihn kurzerhand von der Haube, wobei er sich noch drehte und schließlich von der feuchten Fläche abrutschte. Das hatte ich geschafft.
Dann vernahm ich die Schläge. Wuchtig und dumpf klingend. Sie hämmerten gegen den hinteren Kotflügel. Als ich mich nach links drehte und zurückschaute, sah ich schemenhaft die Gestalt eines zweiten Zombies. Er befand sich in Aktion.
Es waren immer die gleichen Bewegungen, und der drosch einen Knüppel gegen das Blech.
Fehlte noch, daß ich mir von diesen hirnlosen Bestien meinen Wagen demolieren ließ. So hatten wir nicht gewettet. Sie wollten den Kampf, und ich war bereit, ihn aufzunehmen.
Wuchtig stieß ich die Tür auf, schwang meinen Oberkörper nach draußen, ließ die Beine folgen und wurde in Höhe der Waden von

zwei Klauen erwischt, die mich eisern festhielten.

Zwar versuchte ich durch Tritte, dem Griff zu entgehen, doch der Zombie hatte bereits gezogen, und ich machte den großen Sprung nach vorn, wobei ich auf meinen ausgestreckten Händen landete.

Reingelegt haben sie dich! schoß es mir durch den Kopf. Sie waren doch schlauer.

Die Schläge vernahm ich auch nicht mehr. Der Zombie hatte durch seine Aktion das gesteckte Ziel erreicht. Jetzt kam er selbst. Als ich mich unter großen Mühen zur Seite wälzte, sah ich seinen Schatten.

Er wirkte wie eine Walze. Selten hatte ich einen so kompakten Zombie gesehen. In seinem menschlichen Leben hatte er sicherlich fast drei Zentner gewogen.

Jetzt war das Fleisch nicht mehr fest, sondern nur noch eine wabbelige Masse, so daß dieser Untote wirkte, als würde nur ein Zittern seine Gestalt durchlaufen. Ein widerliches Bild.

Schießen konnte ich nicht, denn der Zombie, der mich festhielt, hatte sich auf meinen Arm gelegt und ihn eingeklemmt.

Sie wußten schon, wie sie mich packen konnten, auch der letzte tauchte noch auf. Eine Frau.

Sie war nackt, ihr Körper eingeschrumpft, ungemein häßlich anzusehen, und sie näherte sich mir von der anderen Seite, so daß die Frau und der Dicke mich in die Zange nehmen konnten, während der Steinwerfer auf mir lag.

Die Beine hatte ich frei. Sie schwang ich in die Höhe und schlug sie gleichzeitig herum.

Volltreffer.

Meine Füße klatschten gegen den Kopf des Steinwerfers. Da die Zombies kaum noch einen Gleichgewichtssinn besitzen, konnte er dieser Attacke nichts entgegensetzen und wurde zur Seite geschleudert. Ich war wieder frei.

Tief atmete ich ein und hatte sogar noch ein paar Sekunden Zeit, bevor mich die anderen beiden Zombies erreichten.

Aus der Rückenlage schnellte ich in die Höhe, hielt die Arme vorgestreckt und wirbelte herum. In der rechten Hand hielt ich die Beretta. Massig tauchte der dicke Zombie vor mir auf. Ich schaute in sein starkes Gesicht und konnte nicht anders. Die Kugel traf seine Massen.

Was mit ihm geschah, sah ich nicht, denn die Frau wollte sich an mich hängen. Als sie auf mich zufiel, stieß sie einen klagenden Schrei aus, der aus ihrem offenen Mund wehte, und sie bewegte ihre langen, dünnen Finger kratzend auf und nieder. Ich schoß zwischen den beiden Händen hindurch.

Der weibliche Zombie brach dicht vor meinen Füßen zusammen. Sein untotes Dasein war ebenfalls zerstört.

Der letzte Zombie richtete sich an meinem Bentley auf. Er hatte seine Fingerspitzen in der Regenrinne am Dach verhakt, und so schaffte er es, in die Senkrechte zu kommen. Um Munition zu sparen, nahm ich für ihn das Kreuz und preßte es in seinen Rücken. Es war ein durchschlagender Erfolg. Der Zombie bäumte sich auf, riß seine Arme in die Höhe und kippte zur Seite. Das war der letzte gewesen!

Tief atmete ich die feuchte Luft ein. Wie ein Gespenst stand ich innerhalb der Dunstschleier und schüttelte den Kopf. Es war verflixt hart gewesen, die vier Untoten zu erledigen, aber jetzt konnte ich erst mit einigermaßen ruhigem Gewissen den Rückweg antreten, wobei ich hoffte, daß sich keine weiteren Zombies auf dem unheimlichen Friedhof mehr versteckt hielten.

Mit müden Schritten ging ich zu meinem Wagen und schaute ihn mir an.

Zunächst den linken hinteren Kotflügel. Der starke Ast hatte dicke Beulen hinterlassen, zum Glück nicht so tief, daß irgendwelche Kanten den Reifen beschädigt hätten.

Die Frontscheibe war im Eimer. Um während der späteren Fahrt nicht von Splittern getroffen zu werden, die der Wind noch löste, schlug ich alles ab, was noch festhing. Dann erst nahm ich hinter dem Lenkrad Platz und hoffte, daß es nicht wieder anfing zu regnen. Den Stein, den der Zombie geworfen hatte, ließ ich liegen. Er konnte als Andenken gelten. Langsam fuhr ich an. Begleitet wurde ich dabei von den Dunstschwaden, die wie lange Fahnen den Wagen umwehten und sich über dem Dach verneigten.

Mein Fuß spielte mit dem Gaspedal und der Windzug wurde stärker.

Regentropfen klatschten mir ins Gesicht.

So sehr sich die Menschen den Regen nach der langen Trockenzeit wünschten, ich konnte jetzt gut auf ihn verzichten, denn ich wollte nicht, daß sich der Bentley in eine volle Badewanne verwandelte.

Die beiden Scheinwerfer gaben ihr Licht als helle Kegel ab.

Der Friedhof blieb hinter mir zurück. Ein Stück Legende, eine schaurige Erinnerung, die ich nicht einfach aus meinem Gedächtnis löschen konnte, denn zu viele Fragen standen noch offen. Die erste drehte sich um Suko!

Gern hätte ich meinen Partner an meiner Seite gehabt. Wo er jetzt steckte, konnte ich kaum erraten, denn es gab unzählige Dimensionen zwischen den Zeiten. Jemand hatte mal gesagt, daß es ebenso viele Dimensionen gäbe wie Sterne. Das würde wohl niemals nachgeprüft werden können.

Der Weg wurde besser. Ich hatte jetzt die Asphaltstraße erreicht, die in die Londoner Vororte führte. Obwohl seit meiner Ankunft und der Abfahrt nicht viel Zeit vergangen war, kam es mir vor, als lägen Tage dazwischen, weil sich einiges geändert hatte.

Die Nacht hatte gerade begonnen. Ich sah Lichter durch die Dunkelheit schimmern. Sie brannten in den Reihenhäusern, die man hier hochgezogen hatte. Plötzlich summte das Telefon.
Im ersten Moment schrak ich zusammen, denn mit einem Anruf hatte ich nicht gerechnet. Viele kannten meine Nummer nicht, Sir James befand sich zudem für eine Woche in Urlaub, wer also konnte etwas von mir wollen?
Sicherheitshalber fuhr ich links an den Straßenrand, hielt an und hob ab.
Mit meinem Namen meldete ich mich nicht, ich sagte überhaupt nichts, denn ich wollte den Anrufer in Redezwang bringen. Das gelang mir auch.
»Sinclair?«
Die Stimme, die da hart und bellend aus dem Hörer drang, gehörte einem Mann, und ich hatte sie auch schon einmal gehört. Leider kam ich im Moment nicht darauf, um wen es sich handelte. »Hören Sie mich, Sinclair?«
»Ja, ich höre Sie.«
»Okay, dann…«
»Wollen Sie sich nicht vorstellen, Mister?«
»Ach verdammt, Sie haben doch meine Stimme längst…«
Das hatte ich inzwischen tatsächlich. Doch ich wollte den Namen von ihm wissen.
»Logan Costello!«
»Wie nett.« Meine Antwort klang spöttisch. »Hat es Ihnen in New York nicht mehr gefallen?«
»Reden Sie keinen Unsinn, Sinclair! Ich rufe Sie ja nicht zum Vergnügen an.«
»Wieso denn nicht? Ich kann mich nicht daran erinnern, mit Ihnen irgendwelche Gemeinsamkeiten zu besitzen.«
»Lassen Sie die Polemik! Das Thema, um das es geht, ist verdammt ernst, wie Sie sich denken können.«
»Gut«, lenkte ich ein. »Was also ist geschehen?«
»Das kann ich hier am Telefon nicht sagen. Ich will mit Ihnen allein sprechen. Unter vier Augen, wenn Sie verstehen, was ich meine.«
Ich lachte auf. »Sie und ich?«
»Genau.«
»Aber wieso?«
»In diesem Fall sind unsere beiderseitigen Interessen bedroht. Das wollte ich Ihnen mitteilen. Es geht wirklich um alles. Gewisse Kreise werden mir zu mächtig.«
»Da soll ich Ihnen helfen, sie zu stoppen.«
»So ungefähr.«
Ich wollte Logan Costello reizen und sagte deshalb: »Wie käme ich

überhaupt dazu, mich auf Ihre Seite zu stellen?«

»Es ist auch in Ihrem Interesse. Ich hätte Sie nicht angerufen, wenn es um einen Dealer gegangen wäre oder um einen Diebstahl in einem meiner Geschäfte. Hier geht es um lebensbedrohende Tatsachen. Sie selbst haben die Zombie-Galeere in New York erlebt. Das sollte Ihnen als Hinweis reichen, Sinclair.«

Ich hörte ihn reden, doch meine Gedanken beschäftigten sich mit anderen Problemen. Wenn sich Logan Costello mit einer Bitte um Hilfe an mich wandte, dann hatte das seine Gründe. Es mußte ihm schlecht gehen, denn bisher war er es gewohnt, seine Probleme allein aus der Welt zu schaffen. Und dazu gehörte auch ich. Er würde mich lieber tot als lebendig sehen. Jetzt wandte er sich an mich mit einer Bitte um Hilfe.

Demnach mußte es ihm ziemlich schlecht gehen und er sich in einer Position befinden, wo er alle Vorurteile erst einmal in eine Kiste legte.

Zwar hatte er mir nicht genau gesagt, um was es ging, dennoch konnte ich es mir denken. Das Problem hieß wahrscheinlich Xorron. »Haben Sie sich entschieden, Sinclair?«

»Ja.«

»Und?«

»Falls Sie keinen Hintergedanken haben, bin ich entschlossen, mich mit Ihnen zu einem Vier-Augen-Gespräch zu treffen.«

»Es sind keine Hintergedanken dabei, Sinclair.«

»Dann ist es ja gut. Wo sollen wir uns sehen?«

»Ich würde den Hafen als Treffpunkt vorschlagen, damit…«

Mein Lachen unterbrach ihn. »Das riecht nach einer Falle, Costello. Der Hafen ist Ihr Revier. Da können Sie Heckenschützen aufstellen, die mich aus den Schuhen pusten.«

»Dann schlagen Sie etwas anderes vor«, erwiderte er ärgerlich.

»Sie kommen zum Yard Building. Und zwar freiwillig.« Für Costello mußte dies harter Tobak sein, gleichzeitig auch ein Test, denn wer begibt sich schon in die Höhle des Löwens. Falls es ihm ernst war, würde er auf den Vorschlag eingehen.

Daß er mit den Zähnen knirschte, vernahm ich sogar durch den Hörer.

Aber nicht ich wollte etwas von ihm, sondern er von mir. Deshalb saß ich am längeren Hebel.

»Nun?«

»Sinclair, Sie nutzen meine Lage aus.«

»Wir können das Gespräch auch lassen, aber nicht ich wollte etwas, sondern Sie.«

Costello überlegte. »Ja, Sinclair, Sie haben recht. Ich wollte das Gespräch. Deshalb gehe ich auf Ihre Bedingung ein und komme freiwillig zum Yard.«

»Das ist auch gut.«
»Dies passiert mir nur einmal. Wo sollen wir uns sehen?«
»In der Eingangshalle. Der eine wartet auf den anderen. Klar?«
»Ja, verstanden.«
»Noch etwas«, sagte ich schnell, bevor Costello auflegen konnte. »Ich hätte gern gewußt, wieso Sie meine Telefonnummer wissen. Vom Autotelefon, meine ich.«
Costello kicherte hohl. »Das, Sinclair, ist Betriebsgeheimnis. Sie dürfen nicht alles wissen.« Es waren seine letzten Worte, denn er unterbrach die Verbindung.
Ich blieb für einen Moment im Wagen sitzen und zündete mir eine Zigarette an. Die Überraschung des Anrufs hatte ich noch immer nicht verdaut. Damit hätte ich nie im Leben gerechnet, aber Costello war ein Typ, der genau wußte, was er wollte. Und er bluffte bestimmt nicht, so weit kannte ich ihn.
Hatte er Ärger?
Bestimmt. Denn seine dämonischen Freunde tanzten nun mal nicht nach seiner Pfeife. Um dem abzuhelfen, versuchte er mich als seinen Helfer zu gewinnen, um vielleicht zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen.
Diese Suppe wollte ich ihm versalzen…

***

Suko und seine acht jungen Freunde von den Horror-Clubs hielten den Atem an. Schon auf dem Friedhof hatten sie die vier Diener des Shimada gesehen und auch in Aktion erlebt, hier aber zeigten sie sich in einer wilden, erschreckenden Zügellosigkeit.
Sie hockten auf ihren Reittieren wie festgeleimt und jagten hintereinander her, wobei sie wie Gespenster innerhalb der wallenden Staubschleier wirkten.
Atemlos schauten die neun Menschen zu. Sie hatten sich geduckt und eine relativ sichere Deckung nahe des Pagoden-Eingangs gefunden.
Dort saßen sie und schauten nach vorn, wobei die Wolken hochquollen und die wilde Kavalkade umschwebten.
Suko hatte mit fünf Reitern gerechnet und nicht so genau geschaut, deshalb zuckte er zusammen, als ihn einer der Jungen ansprach. »Das sind aber nur vier«, sagte Frank Fischer.
Der Chinese wandte kurz den Kopf. »Wirklich?«
»Ja, zählen Sie nach.«
Der Inspektor schaute nach links, wo sich die Schleier allmählich dem Boden entgegensenkten. Ein Beweis dafür, daß die Diener des Shimada nicht mehr weiterritten.
»Eins, zwei, drei, vier…« Suko zählte leise, stockte bei der letzten Zahl und suchte den fünften, Shimada, vergeblich.

»Habe ich recht?« flüsterte Frank.
»Tatsächlich.«
»Aber wo kann der andere stecken?«
»Keine Ahnung.« Suko war ehrlich. Er wollte den Jungen nichts vormachen und auch nicht den großen Supermann spielen. Daß er mit seinem Latein am Ende war, gab er zu.
»Und was machen wir jetzt?« vernahm der Inspektor eine flüsternde Jungenstimme an seinem Ohr. Es war Rudi, der sich in Sukos Nähe geschoben hatte.
Suko schaute ihn scharf an. »Zieh du dich erst einmal zu den anderen zurück, dann sehen wir weiter.«
»Wohin denn?«
»Weg!«
Dieses scharf ausgestoßene Wort hatten auch die anderen vernommen und bewegten sich rückwärts, wo der Eingang der Pagode lag. Es war die einzige Möglichkeit, denn nach vorn konnten sie nicht, da versperrten ihnen die vier Reiter den Weg.
Sie wußten natürlich nicht, ob man sie bereits entdeckt hatte, hofften, daß dies nicht der Fall war, denn bisher hatten sich die Reiter nicht gerührt, und sie trafen auch keine Anstalten, auf die Pagode zuzureiten.
»Alle in geduckter Haltung bleiben!« ordnete Suko an. Was hier aussah wie ein Indianerspiel, war in Wirklichkeit blutiger Ernst. Es ging um ihr aller Leben.
Und sie blieben zusammen. Keiner tanzte aus der Reihe. Der Anblick dieser vier Reiter hatte bei allen einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen.
Suko machte den Schluß. Er behielt die Feinde noch im Auge und konnte sehen, daß sie sich allmählich aus der sich senkenden Staubwolke hervorschälten. Ja, das waren die vier.
Am schlimmsten sah der mit halbem Gesicht aus. Ein fürchterliches Monstrum, das mit einem gefährlichen Ninja-Schwert bewaffnet war. Der Glatzkopf mit dem Buckel hatte sich nach vorn gebeugt und seine Hände um den Echsenhals des Reittieres geklammert. Zu beiden Seiten des Kopfes schauten die Griffe der Dolche über seiner Schulter hervor.
Der mit dem Feuergesicht hockte aufrecht auf dem Tier. Seine langen, spinnenartigen Finger bewegten sich hektisch im Würgerhythmus, als wäre er dabei, nur für ihn sichtbare Gegner allmählich zu erdrosseln.
Der vierte ohne Kopf war kaum zu sehen, da seine Gestalt vom Schädel des Reittieres verdeckt wurde.
Suko war kein Feigling. Wenn es sein mußte, ging er einer Auseinandersetzung nicht aus dem Weg. Aber bei diesen vier Gegnern hatte er doch ein sehr seltsames Gefühl, und er fragte sich, ob er sie

überhaupt schaffte, wenn es hart auf hart kam.

Seine Waffen standen gegen die der anderen, und diese befanden sich immer im Vorteil. In einer Reihe hatten sie sich aufgestellt und bildeten eine Wachtpostenkette. Suko rechnete damit, daß sie niemand durchlassen würden, und wahrscheinlich waren er und die acht Jungen auch längst von ihnen entdeckt worden. Wo steckte Shimada?

Diese Frage beschäftigte Suko, und er konnte nicht behaupten, daß er darüber glücklich gewesen wäre. Shimada war die unbekannte Größe.

Auf allen vieren bewegte sich der Chinese zurück. Von seinen Begleitern hörte er keinen Laut. Sie verhielten sich so, wie der Inspektor es angeordnet hatte.

Auch Suko tauchte in die unheimliche Pagode ein, und er spürte wieder den Steinboden unter seinen Fingern. Der Blickwinkel zu den vier Reitern hatte sich verschoben. Suko konnte sie jetzt nicht mehr sehen, da das Gelände vor ihm leicht anstieg. Deshalb ging er davon aus, daß ihn auch die anderen nicht mehr im Auge hielten. Er richtete sich auf.

Als er sich umdrehte und nach seinen Begleitern suchte, fiel ihm die fast unnatürliche Stille auf. Niemand sprach ein Wort, jeder verhielt sich ruhig, und Suko wunderte sich so sehr darüber, daß er einige Schritte vorging.

Die Horror-Fans hatten einen Halbkreis gebildet und umstanden einen blondhaarigen Mann, der wie ein Spuk aus dem Jenseits aufgetaucht sein mußte.

Sukos Augen wurden groß. Er spürte sein Herz schneller schlagen, denn damit hätte er nicht gerechnet. Niemals im Leben, und eine so große Überraschung war ihm kaum bereitet worden. Der Mann blickte dem Chinesen ins Gesicht und nickte.

Suko gab diesen Gruß nicht zurück. Dafür sagte er nur ein Wort und sprach den Fremden an. »John…«

***

Ich hatte sehr vorsichtig und langsam fahren müssen, deshalb erwartete mich Costello bestimmt schon in der Halle. Ein Lächeln zuckte um meine Lippen, wenn ich darüber nachdachte. Logan Costello kam fast freiwillig in die Höhle des Löwen. Unwahrscheinlich war so etwas.

Ich hatte das Gebäude durch den Hintereingang betreten. Auch um diese späte Zeit herrschte noch Betrieb, allerdings nicht mehr in der Hektik wie tagsüber.

Ein paar Kollegen grüßten mich, und als ich in der Halle stand, wurde mir schon vom Empfang her zugewinkt. Ich ging hin und bekam von dem Kollegen des Nachtdienstes zu hören, daß jemand auf

mich wartete.
»Einen Kerl, den ich kenne«, flüsterte der Kollege.
»Und wen?«
Seine Stimme nahm einen verschwörerischen Ton an. »Ich glaube, daß der ein Gangster ist.«
»Ehrlich?«
»Ja, Sir, aber ich werde mein Gedächtnis noch anstrengen, damit ich Genaueres…«
»Tun Sie das, mein Lieber, tun Sie das.« Ich hatte keine Zeit mehr und drehte mich um. Logan Costello wartete dort, wo einige Sessel standen. Er konnte von seinem Platz aus die Tafel sehen, auf der die Namen der Toten standen, die im Dienst gefallen waren. Sicherlich trug Logan Costello die Schuld am Tod des einen oder anderen Kollegen, und ich geriet leicht ins Schwitzen, wenn ich daran dachte. Ich sah ihn.
Allein hockte er auf einem Zweisitzer. Er trug einen dunklen Anzug, ein helles Hemd, aber keine Krawatte. Er hatte mich längst erkannt, da ich aus dem Hellen erschien, und er blickte mich aus seinen kalten Augen starr an.
»Hat verdammt lange gedauert. Sinclair. Ich wollte schon verschwinden.«
»Fahren Sie mal ohne Frontscheibe, Costello.«
Er hob nur kurz die Augenbrauen, ansonsten reagierte er auf meine Bemerkung nicht. Ich setzte mich ihm gegenüber. Costello, der harte Knochen, der eiskalte Killerboß, hatte etwas von diesem Image verloren, wenn ich ihn mir so anschaute. Zwar rührte sich in seinem Betongesicht kein einziger Muskel, aber das Spiel seiner Hände verriet mir, in welch einer innerlichen Zwangslage er sich befand. Costello schien die Situation nicht mehr zu überblicken. Und das machte ihn wohl nervös.
Seit New York hatte er sich verändert. Das war mir sogar sehr recht. Ich freute mich, daß etwas von seiner überzogenen Sicherheit abbröckelte.
»Dann können wir ja reden«, schlug ich vor. »Werden wir auch nicht abgehört?«
»Nein.«
Costello schaute mich mißtrauisch an. »Euch traue ich alles zu, wenn es darum geht, jemand reinzulegen.«
»Sie sollten nie von sich auf andere schließen, Costello. Weiß eigentlich Ihr Anwalt von dieser Unterhaltung?«
Er schüttelte den Kopf. »Das geht nur uns beide etwas an, Sinclair, denn ich will etwas von Ihnen und gewissermaßen mit Ihnen einen Pakt schließen.«
Mit etwas Ähnlichem hatte ich gerechnet, dennoch war ich

überrascht und griff zu meiner Zigarettenschachtel. Ein Stäbchen befand sich noch darin. Ich zündete es an und schaute dabei auf Logan Costello. »Dazu gehören ja zwei, mein Lieber.«

»Klar. Wobei ich sicher bin, Sinclair, daß Sie in diesen Pakt mit einsteigen werden.«

»Und dann?«

»Hören Sie sich erst mal an, was ich Ihnen zu sagen habe.«

»Reden Sie!«

»Also, Sinclair, es geht um Xorron. Sie haben erlebt, wie er in New York wütete oder wüten ließ, denn sein verdammtes Totenheer ist nicht zu unterschätzen.«

»Das ist bekannt.«

»Okay. Jetzt hat er sich wieder an mich gewandt, denn ich bin für ihn die Anlaufstation. Er schlug vor, daß ich ihn bei seinen Plänen unterstützen soll.«

Ein Grinsen konnte ich mir nicht verkneifen. »Das ist doch nichts Neues bei Ihnen. Sie haben oft genug mit ihm zusammengearbeitet. Ich brauche da nur an die Leichenkutsche zu denken, als Xorron Ihnen half, Konkurrenten aus dem Weg zu räumen.«

»Das war damals eine andere Situation.«

»Weil Morasso noch lebte?«

Costello ging auf meine Frage nicht ein, sondern sagte: »Sie, Sinclair, sollen mir helfen.« Mehr sagte er nicht und ließ seine Worte wirken.

Ich drückte die Zigarette aus und lehnte mich zurück. »Sie meinen, daß ich Ihnen bei Xorrons Vernichtung zur Seite stehen soll?«

»So ungefähr.«

»Dazu müßte ich ihn erst haben.«

Ein dünnes Lächeln zuckte um seine Lippen. »Sie sind also einverstanden, Sinclair.«

»Abwarten. Welche Interessen verfolgen Sie in diesem Spiel?«

»Die gleichen wie Sie, Sinclair. Es gibt keine Unterschiede mehr. Ich will Xorron vernichtet sehen, Sie wollen es auch. Wir müssen diesen Kreislauf einfach aufbrechen.«

»Und dann?«

»Haben wir beide unsere Ruhe.«

Costello machte es sich sehr einfach. Natürlich hätte er seine Ruhe, denn Xorron war das letzte Mitglied der ehemaligen Mordliga. Alle anderen gab es nicht mehr. Vielleicht noch Lupina, aber die lebte in einer anderen Zeit und in einer anderen Welt. So genau konnte das niemand sagen. Jedenfalls brauchte Costello jemand, den er vor seinen Karren spannen konnte. Und dieser Jemand sollte ich sein. Dabei konnte er fast sicher sein, daß ich ihm zur Seite stand. Ob freiwillig oder unfreiwillig, mein Job verlangte es einfach, daß ich Xorron bekämpfte. Aber Seite an Seite mit Logan Costello? Das wollte mir

doch nicht so recht in den Sinn, und ich sagte es ihm auch.
»Wir stehen in verschiedenen Lagern, Costello. Das wissen Sie, das weiß ich. Es ist praktisch unmöglich, daß ich mich auf Ihre Seite stelle und Ihnen helfe.«
»Sie sollten es sich überlegen. Schließlich bedeutet Xorron eine große Gefahr.«
»Steckt er in London?«
»Natürlich, Sinclair, aber nicht nur er. Er hat sein Totenheer mitgebracht und will auch die Ghouls locken, die in dieser Stadt ihren Unterschlupf gefunden haben.«
Dieser eine Satz beinhaltete einen Zündstoff, der mir Angst bereiten konnte. Xorron war nicht nur Herr der Zombies, sondern auch der Ghouls. Bisher hatte er sich nur mit den Untoten abgegeben, die Ghouls waren aus dem Spiel geblieben, nun aber wollte er sie mit einbringen.
Und zusammen mit den Zombies stellten sie eine ungeheure Gefahr da.
»Da staunen Sie, Sinclair, wie?«
»Ich kann es nicht abstreiten«, gab ich zu. »Und Sie denken auch an die Folgen?«
»Natürlich.«
»Was hindert Sie dann daran, sich auf meine Seite zu stellen. Nur gemeinsam können wir es schaffen.«
»Ich habe da noch eine unbekannte Größe in der Rechnung gefunden«, erklärte ich. »Sie heißt Shimada.«
Costello hob die Schultern. »Damit habe ich nichts zu tun.«
»Das sagen Sie so einfach. Sie haben Shimada selbst in New York erlebt und auch seine vier Diener, die nicht nur schrecklich aussehen, sondern auch grausam zuschlagen können. Das alles gebe ich zu bedenken.«
»Der stünde doch auf unserer Seite«, sagte Costello.
»Shimada ist mein Feind. Er will nicht nur Xorrons Niederlage, sondern auch meine.« Costello wurde zynisch.
»Ist ja kein Fehler.«
»Daß Sie so denken, ist mir klar. Nur wollen wir zur Sache kommen. Im Moment weiß ich leider nicht, wo sich Shimada befindet. Wir können uns auf Xorron konzentrieren, und Sie wissen, wo er sich befindet. Oder habe ich das falsch gesehen?«
»Nein, das war schon richtig.«
»Und wo ist er?«
Costello gab mir keine direkte Antwort. »Er hat sich mit mir in Verbindung gesetzt und einen Treffpunkt ausgemacht, zu dem ich hinfahren werde. Nur hatte ich mir gedacht, daß Sie mich und meine drei Männer begleiten, denn so liefere ich Ihnen Xorron auf dem

Tablett.«

»Toll gesagt, Costello. Wobei ich mir vorstellen könnte, daß Ihr Tablett mit einigen Nägeln bestückt ist.«

Der Mafioso schob seine Unterlippe vor und nickte ein paarmal. »Wir werden nie Freunde sein, Sinclair. Darauf wird es Ihnen auch kaum ankommen. Denken wir an eine Partnerschaft. Mehr will ich überhaupt nicht. Eine Partnerschaft auf Zeit.«

»Wie läuft das Treffen im einzelnen ab?« wollte ich wissen.

»Keine Ahnung. Xorron will mich sprechen, das ist alles. Welche Pläne er genau hat, wird er mir schon sagen, und dabei können Sie zuhören, Sinclair.«

»Und Sie glauben, daß Xorron dies zuläßt?« fragte ich.

»Er braucht Sie ja nicht zu sehen. Der Kofferraum eines Mercedes ist groß genug, darin können Sie sich verbergen, Sinclair. Xorron wird nichts merken.«

»Das glauben Sie.«

»Dann sagen Sie etwas dagegen.«

»Xorron besitzt Instinkt. Er spürt alles Weißmagische auf. Nein, so einfach ist das nicht.« Costello war über meine Antwort wütend.

Sein Gesicht verzog sich für einen Moment. »Dann lassen Sie Xorron doch wüten, verdammt. Wenn er in London die Hölle entfesselt, komme ich ungeschoren davon. Sie aber nicht, Geisterjäger. Das sollten Sie sich genau merken. Xorron wird durchdrehen und diese Stadt in einen Trümmerhaufen des Schreckens legen. Er ist ein Tier, ein…«

Ich blieb ein wenig spöttisch. »Schließlich hat er Ihnen geholfen, Costello. Sie zeigen sich wenig dankbar.«

»Die Zeiten haben sich eben geändert. Ich muß sehen, wie ich zurechtkomme.« Er schaute auf seine Uhr. »Tut mir leid, aber ich will ihn nicht warten lassen. Meine Zeit ist knapp. Sie drängt, und wenn Sie sich nicht entscheiden können, muß ich mich irgendwie mit Xorron arrangieren.« Er lächelte böse und schaute mich dabei an.

Dieser Logan Costello war ein verdammtes Schlitzohr. Ein böser, hinterlistiger Bursche, der mit Menschen wie andere mit Marionetten spielte. Er war es gewohnt, seine Leute wie Schachfiguren zu behandeln, sie hin und herzuschieben, und ich kam mir selbst wie eine Schachfigur in Costellos Spiel vor.

Er hatte mich vor die Alternative gestellt. Sollte ich auf seinen Plan eingehen oder nicht? Costello durfte und konnte man nicht trauen. Der verkaufte seine eigene Mutter, wenn es ihm einen Vorteil brachte, auch mich würde er nicht anders behandeln. Zudem tat er nichts ohne einen Hintergedanken. Wahrscheinlich rechnete er damit, daß Xorron mich töten würde oder daß wir beide draufgingen, dann hatte er freie Bahn in London.

Ein raffinierter Plan. Nicht nur Xorron stand als Feind fest, auch Costello.

Er ahnte wohl, was in meinem Kopf vorging, denn er hatte sich bequem hingesetzt und schaute mich unter hochgezogenen Augenbrauen direkt an. »Wie gesagt, Sinclair, meine Zeit drängt. Entscheiden Sie sich jetzt und in dieser Minute.«

Mich ritt der Teufel, das wußte ich, aber ich entschied mich für Costellos Plan und ging ihm dabei vielleicht auch auf den Leim. Das war so genau nicht zu sagen. »Ich mache mit!«

Für einen Moment zeichnete Zufriedenheit sein Gesicht. Ich konnte es gut erkennen, denn er beugte sich vor und geriet in den Lichtkreis einer von der Decke herabhängenden Lampe. »Das ist Ihr Ernst?«

»Ja.«

Costello stand auf. Das glich schon einem Hüpfen. Seine grauen Augen waren starr auf mich fixiert. »Okay, Geisterjäger, dann kommen Sie mit. Mein Wagen wartet.«

»Wie viele Leute haben Sie dabei?« erkundigte ich mich.

»Drei nur. Einen haben Sie noch in guter Erinnerung. Sie kennen ihn aus New York. Er hat es sich nicht nehmen lassen mitzukommen. Jacques Cavelli will Rache nehmen.« Ich hob die Schultern. »Meinetwegen. Ändern kann ich sowieso nichts daran.«

»Natürlich nicht.«

Gemeinsam verließen wir das Yard Building. Der Nachtportier schaute uns nach. Vielleicht hatte er inzwischen den Namen meines Begleiters herausgefunden, jedenfalls konnte er nur staunen, als er uns aus dem Haus gehen sah.

Wohl war mir nicht zumute. Ich ließ mich da auf ein verdammt gefährliches Spiel ein, und ich wußte nicht, wie ich da jemals wieder rauskommen konnte.

Der dunkle Mercedes 500 parkte ein wenig entfernt. Schon beim Näherkommen sah ich die dunklen Gestalten in dem Wagen sitzen. Aber ich entdeckte noch mehr. Einen hellen Fleck, der auf blondes Haar hindeutete. Darauf sprach ich Costello an.

Er hob die Schultern. »Tut mir leid, Sinclair, ich habe da jemand mitgenommen.« Ich blieb stehen. »Eine Frau?«

»Ja. Sie ist Reporterin und arbeitet für das Blatt ›Each Week‹. Ich möchte mich schließlich absichern.«

Mein Gesicht versteinerte. »Sind Sie wahnsinnig?« zischte ich. »Kennen Sie dieses verdammte Blatt? Es lebt, nur von Sensationen und reißerischen Berichten.«

»Dann wäre Jill St. Clair genau richtig.«

»So heißt die Dame also?«

»In der Tat.«

»Ich fahre nicht mit, wenn die Reporterin dabeibleibt.«

Logan Costello schaute mich an. Seine Mundwinkel zuckten, er ballte auch die Hände und sah die Entschlossenheit in meinen Zügen. Bisher hatte ich nachgegeben. Wenn ihm etwas an der Erreichung seines Ziels lag, mußte auch er einen Kompromiß schließen. Sie oder ich.

Costello nickte. »Es ist gut, Sinclair. Ich werde Sie rausschmeißen, damit Sie erkennen, wie lauter meine Absichten sind und ich Sie nicht hintergehen will.«

»Mir kommen gleich die Tränen«, erwiderte ich bissig.

Costello drehte sich um, hob die Schultern und ging dabei auf den Mercedes zu. Ich folgte ihm langsamer.

Seine Leibwächter waren gut erzogen. Kaum hatten Sie ihren Chef gesehen, da öffnete einer von ihnen die Fondtür, um Costello einsteigen zu lassen. Der Mafioso wollte nicht. Er beugte sich vor, und ich hörte ihn sprechen.

»Kommen, Sie, Miß St. Clair! Hier trennen sich leider unsere Wege.«

Ich vernahm keinen Protestruf, sondern sah im nächsten Augenblick zwei gut gewachsene Beine, die sich aus dem Fond schwangen. Der Rock des dunkelroten Kleides war in die Höhe gerutscht, dann schob sich die Reporterin ganz aus dem Wagen.

Ich hatte weder etwas von ihr gesehen noch gehört. Wenn sie ebenso klug wie hübsch war, mußte sie wirklich eine Karrierefrau sein. Ihr blondes Haar trug sie lockig. Es war so hell, daß es mir gefärbt erschien.

Vor ihrem Busen baumelte eine Kamera, und eine Tasche hatte sie sich um die Schulter gehängt.

Costello beachtete sie nicht, sondern schaute nur mich an, sprach aber zu dem Mafioso. »Das war seine Idee, stimmt's?«

»Ich kann es nicht leugnen.«

Sie kam auf mich zu, blieb stehen und nickte. »Geisterjäger nennen Sie sich. Ja, ich habe einiges von Ihnen gehört, hätte aber nicht gedacht, daß Sie die Pressefreiheit nicht anerkennen.« Ein wenig erinnerte sie mich an Jane Collins, als diese noch normal gewesen war.

»Das hat mit Pressefreiheit nichts zu tun«, erwiderte ich. »Es gibt eben Dinge, die einfach zu gefährlich sind. Nicht nur für eine Frau, sondern auch für einen Mann. Einem Kollegen von Ihnen wäre es ebenso ergangen.«

»Ich traue Ihnen nicht.«

»Das ist mir egal. Jedenfalls werden Sie sich absetzen, Miß St. Clair.«

»Wobei Sie mich nicht daran hindern können, einen Bericht zu schreiben. Es ist wirklich interessant, daß sich ein bekannter Polizist mit einem Menschen abgibt, der es mit dem Gesetz nicht so genau nimmt.«

»Hüte deine Zunge, Mädchen«, sagte Costello. Sie nickte, drehte sich

um und verschwand.
»Was haben Sie sich dabei gedacht?« fuhr ich Costello an. »Spielen Sie jetzt schon falsch?«
»Sie wollte sich reinhängen.«
»Costello, ich traue Ihnen nicht. Es wäre ja interessant, einige Aufnahmen zu besitzen, die uns zusammen zeigen…«
»Das sehen Sie falsch.«
»Nein, genau richtig.« Ich wußte, daß ich nicht nur gegen Ghouls zu kämpfen hatte, auch gegen Gangster, und dies machte die Sache wirklich nicht einfacher.
»Dann kann ich Ihnen nicht helfen«, sagte der Mafioso. »Wollen Sie in den Kofferraum?«
»Ja.«
Jacques Cavelli schob seinen Oberkörper aus dem Wagen. Er schaute mich hart an. Dieser Typ war ein Killer, der kein Pardon kannte. Auch jetzt trug er eine kurzläufige Maschinenpistole bei sich. In New York hatten wir uns kennengelernt, und Cavelli hatte großes Glück gehabt, daß er mit dem Leben davongekommen war.
Mit ihm schritt ich um den Mercedes herum und blieb vor dem Kofferraum stehen. Cavelli schloß ihn auf. Der Deckel klappte lautlos hoch, ich schaute in den Kasten, sah ihn bis auf Werkzeug und Reserverad leergeräumt und stieg ein. Cavelli griff nach der Klappe.
»Das mache ich selbst«, sagte ich zu ihm.
Er hob nur die Schultern. Gesprochen hatte er bisher kein einziges Wort.
Ich streckte meinen Arm aus, bekam den Innenriegel zu fassen und zog die Haube nach unten. Sie rastete nicht völlig ein, ich ließ sie spaltbreit offen.
»Gute Reise!« wünschte mir Costello noch. Seine Stimme klang nicht einmal höhnisch. Wahrscheinlich setzte er ziemlich viele Hoffnungen auf mich, wobei ich mich fragte, ob ich sie erfüllen konnte. Xorron war verdammt stark, sein Totenheer ebenfalls…

***

Während ich gekrümmt dalag, lud ich meine Beretta. Ein Ersatzmagazin trug ich bei mir, zum Glück auch den Bumerang, ebenso das Kreuz und den silbernen Dolch.
Ich hatte Costello nicht danach gefragt, wo sich das Ziel der Reise befand, denn den Weg konnte ich verfolgen, wenn ich die Haube ein wenig anhob.
Ich roch das Wasser der Themse, und dabei blieb es auch, denn wir fuhren dicht am Ufer des Flusses entlang. Sehr bald hatte ich herausgefunden, daß wir uns auf dem Victoria Embankment befanden.
Diese breite, alleeartige Straße begleitete den Strom bis zur

Blackfriars Bridge. Wir kamen an den Anlegestellen der Ausflugsdampfer vorbei und blieben auf der nördlichen Seite der Themse, wobei wir über eine schmalere Straße in Richtung Tower fuhren.

Am Tower rollten wir vorbei und auch an der Tower Bridge, die um diese Zeit wie ein toter Steinkoloß wirkte. Tagsüber war dort der Bär los, denn jeder Tourist, der seinen Weg nach London gefunden hatte, wollte die Brücke und das Gefängnis sehen.

An der U-Bahn-Station Tower Hill bogen wir in den Wirrwarr des Hafens und der Docks ein. Nun war mir klar, wo Xorron seinen »Freund« Logan Costello erwartete. Im Hafen.

In London ist nachts immer viel los. Allerdings nur in bestimmten Stadtteilen, die Docks und Kais gehören zu denen, wo wirklich der Hund begraben liegt. Wenn nicht gearbeitet wird, dann schweigen auch die Piers, denn sie waren für irgendwelche Nachtschwärmer und auch Gesetzesbrecher nicht interessant genug. Die heißen Geschäfte wurden woanders abgewickelt. Bisher hatte nichts darauf hingedeutet, daß Costello mich reinlegen wollte. Dennoch verstärkte sich mein ungutes Gefühl. Ich spürte im Magen diesen leichten Druck, der immer höher stieg und der Kehle entgegenwanderte.

Trotz guter Federung merkte ich, wo ich lag, und auch der typische Kofferraum-Geruch fiel mir allmählich auf den Geist. Hin und wieder schob ich die Klappe höher, denn ich wollte sehen, ob sich Verfolger auf unsere Fersen geheftet hatten.

Einige Male war ich mißtrauisch geworden. Ein Scheinwerfer-Paar war konstant hinter dem Mercedes geblieben, doch irgendwann verschwand es, weil der Wagen abgebogen war. Costello konnte sich eigentlich kein falsches Spiel erlauben.

Die Gegend und Umgebung änderte sich schnell. Die glatten, normalen Fahrbahnen verschwanden. Schon sehr bald spürte ich unter den Reifen ein anderes Pflaster. Rauh und hart. Katzenköpfe. Manchmal auch nur Schotter, unterbrochen von Schlaglöchern.

In dieser Gegend hatte ich schon des öfteren zu tun gehabt. Irgendwie scheint der Hafen zusammen mit den Docks in der Nacht eine besondere Anziehungskraft auch für dämonische Gestalten zu besitzen.

Das Magendrücken blieb weiterhin. Irgendwie lief alles auf eine Entscheidung hinaus, und ich war außerordentlich gespannt, wie es weitergehen würde.

Gegen Gangster, Ghouls und Zombies! Wahrscheinlich mußte ich in allen dreien meine Feinde sehen. Wenn ich daran dachte, wurde mein Mund trocken. Gern hätte ich Suko oder andere Kollegen als Rückendeckung gehabt, aber mein chinesischer Freund war verschwunden. Er trieb sich in irgendeiner anderen Dimension herum

und war dort möglicherweise auf Shimada getroffen. Ich stand gegen Xorron!

Entweder gewannen Suko und ich, oder wir gingen gemeinsam unter.

Kein gutes Gefühl. Der Fahrer senkte die Geschwindigkeit. Wir hatten mittlerweile ein Gebiet erreicht, in dem die Lagerhäuser und Schuppen ziemlich dicht beisammenstanden und sie nur durch enge Gassen getrennt wurden. In die lenkte der Mann den Mercedes.

Ich hütete mich, die Kofferraumhaube höher zu drücken, als es unbedingt nötig war. Sollten wir schon beobachtet werden, durften die anderen keinesfalls Verdacht schöpfen. Eine enge Kurve.

Der Wagen rollte hinein. Rechts und links geisterten die Schatten der Lagerhäuser vorbei. Tiefschwarze Flecken, unheimlich anzusehen und für ein Treffen sehr geeignet erscheinend. Der Wagen stoppte.

Jetzt wurde es spannend. Auf meinem Körper bildete sich eine zweite Haut.

Leider stand der Wagen so, daß ich nicht von vorn schauen konnte.

Wenn ich seitlich durch den Spalt schielte, sah ich aber den Widerschein der Scheinwerfer, die einen blaßgelben Teppich auf den Boden warfen.

Auch der verschwand.

Finsternis hüllte uns ein. Zuerst konnte ich keinerlei Konturen ausmachen, alles blieb dunkel, dann hatten sich meine Augen an die Lichtverhältnisse gewöhnt, und ich sah die Docks und Piers, die sich in unmittelbarer Nähe befanden.

Sie erinnerten mich an viereckige, lange Finger, die in die Seitenkanäle der Themse hineinragten. Daß ein Wagenschlag aufgestoßen worden war, hatte ich nicht gehört. Ich vernahm nur, wie er wieder zuschnappte, und dies mit einem satten, leicht schmatzenden Geräusch.

Schritte.

Die einer Person.

Sie wurden leiser. Für mich ein Beweis, daß sie sich vom Mercedes entfernten. Als sie verstummten, spitzte ich meine Ohren noch mehr. Ich nahm an, daß Logan Costello ausgestiegen war. Seine Leibwächter hockten noch im Wagen, und sie saßen nicht still, sondern bewegten sich. Daran zu merken, daß der Mercedes leicht schaukelte.

Costello war tatsächlich ausgestiegen, denn seine Stimme klang bis zu meinem Verdeck. »Ich grüße dich, Xorron!«

Jetzt wußte ich Bescheid. Costello hatte mich nicht reingelegt. Xorron befand sich schon in der Nähe.

Und er gab Antwort. Seine Stimme klang dumpf und kratzig. Die Worte waren nur schwer zu verstehen, ich mußte sehr genau hinhören und zum Teil noch raten. »Endlich bist du da.«

»Ich hatte es versprochen.«

»Ja, aber du bist nicht allein gekommen.«

»Du auch nicht.«

»Das ist etwas anderes. Meine Freunde warten in dem Schuppen. Dort werden wir hingehen.«

»Ich nehme meine Männer mit«, forderte Costello.

»Nein!«

Das fing gut an. Xorron hatte von seinen Zombies gesprochen. Mir jedoch war etwas anderes aufgefallen. Meine empfindliche Nase hatte einen Geruch wahrgenommen, der einem Menschen den Magen hochdrücken konnte, auch wenn er nicht empfindlich war.

Leichengestank.

Das deutete auf Ghouls hin! Obwohl ich sie noch nicht hier gesehen hatte, war dieser Gestank für mich Beweis genug. Hier hielten sich die Leichenfresser auf. Ich muß ehrlich gestehen, daß es mir nicht sehr wohl bei diesem Gedanken war.

Costello zeigte Mut, das mußte man ihm lassen, denn er wollte auf die Bedingungen Xorrons nicht eingehen. »Ich brauche meine Leute als Schutz«, erklärte er. »Deine Zombies sind unberechenbar, das habe ich in New York erlebt. Zudem hat mich diese Episode verdammt viel gekostet. Ich mußte zahlen, um freigelassen zu werden. Auch habe ich einige Leute verloren.«

»Sie gehörten deinem Partner.«

»Das spielt keine Rolle.«

»Costello, ich kann dich zwingen, allein zu kommen. Bisher habe ich dir oft geholfen, jetzt bist du an der Reihe. Entweder kommst du allein, oder ich entfessele hier eine Hölle, wie du sie schlimmer noch nicht erlebt hast.«

Würde Logan Costello sich wieder kompromißbereit zeigen? Eigentlich gab es keine andere Möglichkeit. Er mußte es, denn Xorron saß immer am längeren Hebel.

Seinen Leibwächtern gefiel das nicht, was sich draußen abspielte. Sie wurden unruhig, und ich bekam die heftigen Bewegungen des Wagens mit. Aber die Männer konnten nicht eingreifen. »Wie lange wird es dauern?«

Costello zog seinen Entschluß noch in die Länge. »Ich gehe nicht nach Zeiten!«

Costello hustete wütend. »Wenn man deinen Zombies Bleikugeln in den Schädel schießt, sind sie erledigt«, sagte er. »Und meine Männer haben den Auftrag, sofort zu reagieren, falls mir irgend etwas zustoßen sollte.«

»Traust du mir nicht mehr?«

»Nein, ich bin sehr mißtrauisch geworden.«

»Das wird sich legen. Komm jetzt!«

Es war ein Befehl, und Costello ignorierte ihn nicht. Ich vernahm

wieder seine Schritte. Er kam der Aufforderung also nach und ging vielleicht seinem Verderben entgegen.

Auch die Killer im Wagen sprachen miteinander. Was sie redeten, konnte ich nicht hören, nur ihre Stimmen klangen dumpf an meine Ohren.

Von irgendwoher vernahm ich das Geräusch einer zufallenden Tür, danach wurde es still. Gekrümmt und mit angehaltenem Atem blieb ich im Kofferraum liegen. Jetzt wurde die Zeit lang. Die Sekunden dehnten sich, und Minuten schienen zu halben Stunden zu werden. Fünf Minuten wurden zu einer regelrechten Qual. Mindestens dreimal schaute ich auf meine Uhr. Plötzlich wurde ich stutzig. Es war zwar kein Geräusch zu hören, das mich aufgeschreckt hätte, dennoch hatte sich etwas verändert. Es war der Gestank!

Ich empfand ihn wesentlich intensiver als zuvor, und das konnte nur einen Grund haben. Die Ghouls kamen…

Sehr vorsichtig bewegte ich mich. Bisher hatte ich auf der rechten Seite gelegen, abgestützt am Schulterknochen, nun drückte ich mich mit einer Hand in die Höhe.

Mit der anderen Hand drückte ich gegen den Deckel. Um die Breite eines Daumens drückte ich ihn hoch, so daß ich durch den Spalt schauen konnte und sich mein Blickfeld erweiterte. Der Gestank war bestialisch. Den Ghoul aber entdeckte ich nicht. Dabei mußte er in der Nähe sein. Dann kam er.

Er hatte direkt am Heck gelauert und sich flach auf den Boden gelegt.

Ein schleimiges Gebilde geriet in mein Blickfeld, so etwas wie einen Kopf konnte ich ausmachen, außerdem zwei wurmartige Arme, die sich durch die Öffnung schieben wollten! Schießen durfte ich nicht, aber ich hatte bessere Waffen, lautlosere. Zum Beispiel den Dolch. Ihn zog ich.

Der schnelle Stich traf den Ghoul genau. Ein Supertreffer, denn das schleimige Wesen sackte zusammen, und erst jetzt vernahm ich die typischen Geräusche wie Schlürfen und Schmatzen. Nicht mehr sehr laut, denn das geweihte Silber hatte bereits seine Pflicht getan. Der Ghoul verging.

Das stellte ich fest, als ich die Haube höher anhob und auch nach unten schaute. Da schwamm eine Lache, die sich immer weiter ausbreitete und einen noch intensiveren Geruch absonderte. Ich schüttelte den Kopf und wußte, daß mich im Kofferraum nichts mehr hielt. Xorron hatte nur von seinen Zombies gesprochen, die Ghouls ließ er aus dem Spiel.

Sicherlich mit Berechnung, denn sie sollten dafür sorgen, daß es einigen Leuten an den Kragen ging. Sicherlich den Leibwächtern.

Sie hatten noch nichts bemerkt, denn der eine Ghoul war sehr schlau gewesen, indem er sich praktisch im Kriechgang dem Ziel genähert

hatte.

Ein Ghoul kommt selten allein. Dieser sarkastische Satz fiel mir ein, als ich auf die Lache blickte. Sicherlich lauerten in der Nähe noch andere Leichenfresser. Wenn ja, hatten sie sich verdammt gut versteckt, denn ich konnte keinen entdecken.

Im Kofferraum hielt ich es auch nicht länger aus, schob die Haube noch höher und stieg aus. Dies war natürlich nicht unbeobachtet geblieben.

Mit einem Angriff der Ghouls hatte ich gerechnet, von einer anderen Seite jedoch bekam ich Stoff.

Die Wagentür an der linken Seite wurde aufgedrückt, und Jacques Cavelli stieg aus. Wie unbeabsichtigt und nur rein zufällig deutete die Mündung der MPi dabei auf mich, wobei Cavelli mich ansprach.

»Bleib im Kofferraum, Bulle!«

»Nein, nicht mehr!«

»Costello hat es befohlen!«

»Dein Boß hat gar nichts«, erwiderte ich und ging um den Wagen herum.

Meine Blicke wechselten dabei. Ich schaute nicht nur auf Cavelli, sondern an ihm vorbei, denn ich suchte die Ghouls. Der Schießer hatte ebenfalls etwas bemerkt. Er zog ein paarmal die Nase hoch.

»Verdammt, hier stinkt es wie…« Er fand keinen passenden Vergleich, und ich hütete mich, ihm auch nur einen Tip zu geben. »Riechst du das auch, Bulle?«

»Manchmal.«

Er grinste hart. Die MPi senkte er dabei. »Okay, Costello hat nicht gesagt, trotzdem, ich…« Weiter kam er nicht, denn es erschien jemand, mit dem wir nie im Leben gerechnet hätten. Zunächst wurden wir beide von einem grellen Blitzlicht geblendet. Jill St. Clair, die neben einer Schuppenwand stand fotografierte…

***

Selbst ein abgebrühter Killer wie Jacques Cavelli konnte sprachlos sein.

Das stellte ich in den nächsten Sekunden fest. Sein Unterkiefer klappte dem Hals entgegen, er schüttelte den Kopf, wollte etwas sagen, doch kein Wort drang aus seinem Mund.

Gleichzeitig stiegen die beiden anderen Kerle aus. Harte Typen und schwerbewaffnet. »Was soll der Mist?« quetschte einer hervor.

»Das kann ich dir sagen«, erwiderte Cavelli. »Man hat ein hübsches Foto von uns gemacht?«

»Die Schnüfflerin?«

»Genau.«

»Dann lege ich sie um.«

»Nein, Raul. Das wirst du nicht, aber wir können die Kleine herholen. Bestimmt wird sie uns die Kamera geben. Wenn nicht, helfen wir ein wenig nach.«

Mochte sich Jill St. Clair auch falsch verhalten haben, ich wollte nicht, daß sich die Mafiosi an ihr vergriffen, deshalb mischte ich mich ein und sagte: »Ich werde es machen!«

»Bleib stehen, Bulle!« drohte Raul.

Nach seinen Worten fuhr ich so heftig herum, daß er erschrak, in mein Gesicht schaute und schwieg. Er hatte den entschlossenen Ausdruck sehr wohl bemerkt und zog die Konsequenzen. Bisher hatten die Killer noch nichts von dem Ghouls bemerkt, ich war auch froh, daß sich diese widerlichen Dämonen nicht blicken ließen, als ich mich auf den Weg machte und von keinem aufgehalten wurde. Sie wußten, daß Costello und ich eine Partnerschaft auf Zeit eingegangen waren, und da wollte sich keiner falsch verhalten.

Ich ging geradewegs auf die Reporterin zu. Sie tat nichts, um mich zu stoppen, im Gegenteil, sie hob ihre Kamera an, visierte kurz und drückte auf den Auslöser. Das Klicken hörte ich nicht. Dafür machte mich der Blitz für einen Moment blind. Ich hörte ihr Lachen. »Das werden Superfotos, Mr. Sinclair. Damit verdiene ich mir… ahhhhhiii…« Das letzte Wort endete in einem Schrei. Ich sah auch den Grund dafür, denn zwei schleimige Arme hielten ihren Körper umfaßt, und ein dritter klatschte in ihr Gesicht. Die Ghouls waren da!

***

Unhörbar hatten sie sich angeschlichen. Vielleicht hatte Jill St. Clair auch den Geruch wahrgenommen, sich aber nichts dabei gedacht. Nun ging es um ihr Leben, denn die Ghouls würden sie erst umbringen, um anschließend weitere Schreckenstaten zu begehen. Was interessierte mich eine Kamera oder die Bilder, die Frau mußte gerettet werden. Ich hörte hinter mir die Stimme der Mafiosi. Keiner der Kerle setzte sich in Bewegung, auf Jill St. Clair rannte ich allein zu, die erst jetzt richtig begriffen hatte, was die Stunde geschlagen hatte, denn die schleimigen Arme zogen sie nach hinten.

Sie kippte. Die Kamera entfiel ihren Händen, und ein zweiter Ghoul baute sich wie ein Berg aus Schleim zwischen Jill und mir auf. Ich griff ihn an.

Bevor er mich attackieren konnte, rammte ich bereits meine rechte Hand vor. Zwischen den Fingern hielt ich das Kreuz. Meine Faust drang zusammen mit der geweihten Waffe tief in den schleimigen Körper, blieb für einen Moment stecken, und als ich sie wieder zurückzog, da vernahm ich ein sattes Schmatzen.

Die »Wunde« schloß sich wieder. Der Ghoul aber breitete seine krakenhaften Arme aus und kippte nach hinten. Er blieb auf dem

Rücken liegen, sein Gesicht wurde zu Brei, in dem die Augen nach zwei Seiten hinwegliefen.

Mit einem Satz sprang ich über die Ghoullache hinweg, denn ich wollte zu Jill St. Clair. Sie wehrte sich verzweifelt, und es war ihr auch gelungen, sich zu drehen, so daß sie den Ghoul direkt anschauen konnte. Dabei hatte sie ihre Arme erhoben und schlug auf den Dämon ein. Immer, wenn ihre Fäuste trafen, gab es klatschende Geräusche.

Die Reporterin hatte gegen den Ghoul nicht die Spur einer Chance. Sie konnte nicht einmal schreien, denn die widerlich schleimige Pranke verschloß ihren Mund.

Ich war inzwischen so nahe herangekommen, daß ich ihr Gesicht sehen konnte. Die Augen darin waren weit aufgerissen, in den Pupillen las ich ein verzweifeltes Flehen nach Hilfe. Ich wollte ihr beistehen.

Der Ghoul sah das Kreuz. Vor Angst und Grauen veränderte sich die Gestalt, sie wurde lang und dünn, damit sie mir ausweichen konnte, aber ich war bereits zu nah. Der Rammstoß kam.

Diesmal flog der Schädel des Ghouls auseinander. Zahlreiche Tropfen wirbelten umher, klatschten gegen die Wände der Lagerhäuser und liefen als schleimige Masse nach unten. Jill St. Clair war zu Boden gefallen. Sie saß auf ihrem Hinterteil, starr vor Schreck, und sie starrte mich an wie einen Geist.

»Kommen Sie hoch!« Ich reichte ihr meine Hand.

Automatisch griff sie zu. Ich riß sie auf die Beine, sie prallte gegen mich, und für einen Moment spürte ich ihren zitternden Körper. »Ich… ich«, begann sie.

»Kein Wort, Miß! Wir müssen sehen, daß wir hier heil herauskommen.«

Ich drehte mich und warf einen Blick zurück.

Die Ghouls lösten sich auf. Nur noch widerlich riechende Lachen waren von diesen beiden dämonenartigen Wesen zurückgeblieben. Da konnte man sich nur schütteln.

In der Nähe entdeckte ich einige Fässer. Nicht weit davon brannte auch eine Laterne. Die Fässer konnten als Deckung dienen. Auch die Umgebung eignete sich dafür. Ich zog Jill St. Clair weiter.

Sie sträubte sich erst und wollte wissen, was ich vorhatte. Mit drei Worten setzte ich sie ins Bild, dann liefen wir los.

Wir mußten in einer schrägen Linie rennen, wobei ich meinen Blick nach links gerichtet hielt, denn dort sah ich drei Killer. Sie standen neben dem Mercedes und hielten ihre Maschinenpistolen in den Händen. Von den Ghouls entdeckte ich noch nichts, allerdings stach mir ein offener Gullydeckel ins Auge. Für mich ein Zeichen, daß sie den Weg aus der Kanalisation gefunden hatten. Die Reporterin schleifte ich hinter mir her.

Sie konnte kaum Schritt halten, zudem trug sie Schuhe mit zu hohen Absätzen. Erst als sie ihre Treter weggeschleudert hatte, klappte es besser. Hinter den Fässern duckten wir uns zusammen. Jill war ziemlich außer Atem. Auf ihrem Gesicht glänzte der Schweiß, und sie preßte eine Hand gegen den Busen.

Ich schaute sie wütend an. »Was ist Ihnen nur eingefallen, uns zu folgen? Sind Sie denn wahnsinnig?«

»Nicht ich«, sagte sie keuchend. »Der Job. Mein Chef will eine heiße Geschichte. Ich habe lange nichts mehr gebracht. Wenn ich mit keinem Knaller komme, kann ich meine Sachen packen.« Ich drückte auf ihre Schulter, denn sie machte schon wieder Anstalten, sich zu erheben.

»Unten bleiben, verdammt!«

»Ja, ja…«

Alles hätte mir passieren können, nur so etwas nicht. Jetzt hatte ich die Reporterin am Hals hängen und wußte nicht, wie ich sie loswerden konnte.

Vorsichtig drückte ich mich hoch, peilte über den Rand einer Tonne hinweg und besaß ein gutes Blickfeld, denn die Ghouls stachen mir sofort ins Auge. Wo sie gelauert hatten, wußte ich nicht, jedenfalls waren sie da, und ich kam auf die Zahl sieben.

Von allen Seiten schoben sich die schmatzenden, schleimigen und widerlichen Gestalten näher, aber nicht uns hatten sie sich als Ziel ausgesucht, sondern die drei Killer am Wagen. Auch die waren aufmerksam geworden.

Jacques Cavelli, der bereits in New York Nervenstärke bewiesen hatte, hob einen Arm.

Ich ahnte Schlimmes. Wenn erst einmal geschossen wurde, drehte Xorron sicherlich durch, denn er würde Costello die Schuld geben.

Ich wollte noch rufen. Es war zu spät. Cavellis Arm fiel nach unten, und im nächsten Augenblick hämmerten die Waffen…

***

Logan Costello war ein hartgesottener Bursche. Er hatte in seinem Leben alle Höhen und Tiefen durchgemacht, wobei er meist oben war, denn er ging über Leichen. Bisher hatten ihn die dämonischen Wesen beschützt, sich an seine Seite gestellt und waren von ihm auch mit Informationen beliefert worden. Das klappte alles wunderbar, bis die Mordliga zerbrach. Da begann Costello zu überlegen. Lady X hatte sich am längsten gehalten. Nur war sie jetzt auch ausgeschaltet worden, und Costello besaß so gut wie keinen dämonischen Schutz mehr.

Xorron konnte er vergessen. Mit ihm war kein Pakt zu schließen. Er ging seinem widerlichen Trieb nach und setzte sich über alle Dinge

hinweg, die ihm im Wege standen.
Es ärgerte ihn ungemein, daß Xorron seine Forderungen hatte durchsetzen können, und Costello mußte sich fügen.
Er betrat das Lagerhaus. Wohl war ihm nicht dabei. Er hatte Angst und bekam weiche Knie. Das Tor stand offen. Noch konnte Costello nichts sehen, da es im Innern der Halle dunkler war als draußen, aber schon wenige Schritte später blieb Costello stehen, denn was er vor sich sah, war eine geballte Ladung an Grauen.
Er merkte kaum, daß Xorron hinter seinem »Gast« das Tor schloß, Costello hatte nur Augen für die Gestalten.
Das Wort Totenheer war nicht übertrieben!
Sie standen vor ihm. Männer, Frauen. Ob Kinder dabei waren, konnte er nicht sehen, aber jeder einzelne Zombie stellte eine Gefahr dar. Und sie sahen auch verschieden aus, denn manche hatten länger andere wiederum weniger lang im Grab gelegen.
Costello bekam Magendrücken. Das Lagerhaus besaß auch Fenster. Sie lagen ziemlich hoch, etwa in Laternenhöhe, und der fahle Schein der Lampen fiel auch durch die schmutzigen Scheiben, so daß einige Zombies in den Gesichtern angeleuchtet wurden.
Obwohl sie keinen Ausdruck mehr in ihren Augen hatten, glaubte Costello, die nackte Gier in den Blicken zu lesen. Sie betrachteten ihn wie ein Opfer, das längst reif war.
Costello schüttelte sich und hörte Xorron kommen. Der Unhold legte eine Pranke auf Costellos Schulter, drückte leicht zu, und dem Mafioso brach der Schweiß aus.
»Das ist mein Totenheer«, erklärte Xorron und begann zu lachen.
»Damit werde ich diese Stadt unter Kontrolle bekommen, und du, Costello, wirst mir dabei helfen.«
Der Mafioso nickte ein paarmal. Er wollte dieses Monstrum um Himmels willen bei Laune halten. »Aber was kann ich tun?« fragte er flüsternd.
»Ich brauche die Hilfe eines Samurais. Und du wirst dafür sorgen, daß er erscheint.«
»Wer soll das sein?«
»Der Goldene.«
»Ich kenne ihn nicht.«
»Lüg nicht«, flüsterte Xorron. »Er und die Sonnengöttin Amaterasu halten zusammen. Ich weiß dies. Wenn sie sich auf meine Seite stellen, wird es mir gelingen, Shimada zu töten. Du wirst dafür sorgen, daß die Sonnengöttin erscheint.«
»Wie soll ich sie…«
»Es gibt eine Person, die man mit Amaterasu identifizieren kann. Sie heißt Shao und ist die Freundin dieses verdammten Chinesen Suko. Verstehst du jetzt?«

»Ich habe begriffen.«
»Wenn ich dich gleich entlasse, wirst du fahren und sie herholen. Dann werde ich sie zwingen, mit Amaterasu Kontakt aufzunehmen, damit der Goldene gerufen werden kann.«
»Und dann?«
»Kann Shimada vernichtet werden.«
Costello spürte den Druck der Pranke nicht mehr auf seiner Schulter und bekam so etwas wie Oberwasser. »Was ist, wenn alles nicht so lauft, wie du es dir vorgestellt hast?« wollte er wissen.
»Werde ich mit meinem Totenheer durch London ziehen und das zerstören, was du aufgebaut hast.«
Die Antwort reichte dem Mafioso. Er schluckte und dachte an all die »Arbeit«, die er in seinem Leben bisher gehabt hatte. Er hatte sich sein Imperium aufgebaut, war rücksichtslos über Leichen gegangen, hatte Konkurrenten aus dem Weg schaffen lassen, sich mit der Polizei angelegt, wobei einige wenige Gesetzeshüter in seinem Sold standen, um ihm Informationen zu liefern, und er besaß beste Beziehungen bis in alle Hauptstädte der Welt. Er war stolz auf seine »Arbeit«, und da kam ein Monstrum wie Xorron daher und sagte ihm ins Gesicht, daß er alles zerstören würde, was er aufgebaut hatte.
Wenn es keiner schaffte, Xorron würde es packen, daran glaubte Costello fest. Er spürte den wachsenden Haß in seinem Innern. Bisher waren immer andere von ihm abhängig gewesen, nun lief es umgekehrt.
Er stellte fest, daß er von Xorron abhängig war. Dieser Unhold konnte befehlen, und er würde spuren. »Weshalb zögerst du?« fragte Xorron.
Costello schüttelte den Kopf. »Nichts, es ist nichts«, sagte er mit leiser Stimme. Damit konnte er Xorron nicht täuschen. »Und doch war etwas. Du hast was, Costello!«
»Ich habe nichts!«
Xorron hatte sich an seiner Meinung festgebissen. Er trat noch einen Schritt auf Costello zu, faßte den Mafioso an und schüttelte ihn hart durch.
Logan Costello preßte seine Lippen fest zusammen. Er starrte in Xorrons Gesicht, das zu einer bösen Fratze geworden war. Das Monstrum hatte seinen Mund geöffnet, präsentierte sein Gebiß und fauchte Costello an.
»Hüte dich, mich hintergehen zu wollen, das sage ich dir! Ich warne dich, Logan Costello! Wer Xorron hintergangen hat, der lebt nicht mehr lange.«
»Ich weiß!« keuchte der Mafioso.
Xorron drehte sich und schleuderte Costello gleich mit. »Oder soll ich dich meinen Zombies zum Fraß vorwerfen?« schrie er und ließ

Costello auf das Totenheer schauen.

Der Mafioso schluckte. Die Gestalten streckten bereits ihre Arme aus.

Hände wollten nach ihm greifen. Finger bewegten sich schwerfällig wie dicke Würmer, und über Costellos Rücken rann eine dicke Gänsehaut.

Noch befand er sich von den Zombies zu weit entfernt. Wen die jedoch zwischen den Klauen hatten, der würde nicht mehr davonkommen, denn die Untoten ließen ihm keine Chance.

Xorron ließ den Mafioso los. »Und da sagst du mir, deine Leute wollen gegen die Zombies ankämpfen! Lächerlich ist das, absolut lächerlich. Hast du verstanden?«

»Ja.«

»Du wirst also diese Chinesin holen, dann sehen wir weiter«, sagte Xorron. »Und hüte dich, irgendeinen Trick zu versuchen, du würdest es nicht überleben.«

Xorron wollte noch etwas hinzufügen, doch er brach mitten im Satz ab.

Ihm war etwas aufgefallen. »Was ist geschehen?« erkundigte sich Costello.

»Die Ghouls, sie…«

»Was ist mit ihnen?« Costellos Stimme klang schriller. Er ahnte schon Schlimmes.

»Die Ghouls sind draußen«, flüsterte Xorron. »Wahrscheinlich haben sie deine Leute angegriffen. Ich sagte dir doch, daß du allein kommen solltest, jetzt müssen die anderen die Folgen tragen. Das wird für die Ghouls ein Festmahl.«

Costello dachte dabei an den Geisterjäger John Sinclair. Obwohl dieser sein Feind war, glaubte er an ihn und drückte ihm auch die Daumen, daß er in den Kampf mit eingriff und den verfluchten Ghouls zeigte, wo der Hase langlief.

Da knatterten die ersten Schüsse. Durch die Schuppenwände gedampft zu hören, aber Costello wußte sofort, daß es sich um die Maschinenpistolen seiner Leibwächter handelte. Xorron stieß ein undefinierbares Geräusch aus. Wohl ein Zeichen, daß er die Schüsse nicht mochte. Er brauchte nur zwei Schritte vorzugehen, um die Tür zu erreichen. »Was machst du?« schrie Costello.

Der Unhold lachte. »Da draußen ist geschossen worden. Ich lasse mein Totenheer frei…«

***

Jill St. Clair und ich lagen nach wie vor hinter den Fässern in Deckung und schauten zu, wie die Mafiosi schossen.

Es war ein Bild wie in den Gangsterfilmen. Sie standen breitbeinig auf dem Fleck, hielten die MPis leicht gesenkt, so daß die Läufe auf

die herankriechenden Ziele wiesen.
Und sie feuerten.
Vor den Mündungen tanzte und blitzte es. Kleine, fahle Feuer erhellten die Nacht, und die Kugeln zogen eine Funkenspur hinter sich her, wenn sie gegen den harten Straßenbelag hämmerten.
Sie trafen ihre Ziele.
Wir konnten sehen, wie sie in die Körper hieben und vernahmen trotz der Schußdetonationen sogar das Klatschen, das die Treffer begleitete.
Sie pumpten die Ghouls voll. Die Geschosse wühlten sich in die schleimigen Gebilde, aber die konnten sie nicht zerstören. Zwar hielten sie die Ghouls für einen Moment auf, doch in einer Feuerpause formierten die sich wieder.
Jill St. Clair faßte nach meinem Arm. Sie mußte innerlich unter Druck stehen, denn ihre Nägel drangen durch, und ich spürte sie auf meiner Haut. Ich schaute sie an.
Leichenblaß war ihr Gesicht. Die Augen starr nach vorn gerichtet. Der Mund bildete nur einen Strich, und aus ihren Wangen war jegliches Blut gewichen. »Sie sehen, was passiert ist?« fragte ich.
»Das… das ist doch unmöglich«, hauchte sie. »Verrückt, einfach irre und unbegreiflich…« Ich gab keine Antwort. Jill mußte das erst einmal fassen, was sie mitbekam.
Mich interessierten die Ereignisse nicht so sehr, ich suchte mit meinen Blicken die freie Flache ab, um eventuell noch mehr Ghouls zu finden, die sich heimlich anschlichen.
Das war nicht der Fall. Sämtliche Ghouls, die auf den Mercedes zukrochen, befanden sich auf dem Pier.
Die Einschlagwucht der Kugeln hatte sie zum Teil zerrissen und Stücke aus ihnen herausgeschleudert, doch die Pfützen aus Schleim bewegten sich und krochen wieder auf die Ghouls zu, um sich mit dem Hauptkörper zu vereinigen. Nichts hatten die Killer erreicht.
Das sahen sie sehr deutlich. Sie zeigten sich überrascht, schüttelten die Köpfe, sprachen miteinander, und ich hörte ihre verständnislosen Worte.
»Die hätten doch gekillt sein müssen!« rief Cavelli wütend und drehte sich im Kreis.
»Das sind Ghouls, keine Zombies!« flüsterte ich, hob den Arm und legte meine Beretta auf den Rand des Fasses, damit ich eine bessere Stütze beim Zielen bekam.
»Was ist der Unterschied?« fragte Jill St. Clair, denn sie hatte meine Bemerkung vorhin vernommen.
»Eines haben sie gemeinsam«, sagte ich. »Beide kann man mit geweihten Silberkugeln erledigen. Zombies kann man aber auch mit normalen Kugel töten, in der Regel jedenfalls. Man braucht nur auf

ihren Kopf zu halten.«

»Gott, das ist ja schrecklich.«

»Da sagen Sie was.«

»Und die Ghouls können…«

»Ich habe geweihte Silberkugeln in meinem Magazin«, erklärte ich der Reporterin.

»Dann schießen Sie doch!« Ihre Stimme klang leicht schrill.

»Das werde ich auch, aber warten Sie ab. Ich möchte sicher sein, auch einen Treffer zu landen.«

Sie schüttelte den Kopf und preßte ihre Hände gegen die Wangen. Jill interessierte mich im Moment nicht so sehr, die Ghouls waren für mich wichtiger. Es waren sieben an der Zahl, und sie gingen jetzt konzentrierter vor als beim ersten Angriff. Die widerlichen Dämonen hatten sich versammelt. Sie wollten es mit einem kompakten Angriff versuchen. Während sie über den rauhen Boden schlichen, verursachten sie keinerlei Geräusche. Nicht einmal das mir leider allzu gut bekannte Schmatzen und Schlürfen vernahm ich, lautlos bewegten sich die schrecklichen Wesen auf ihre Opfer zu.

Auf dem Boden hinterließen sie eine Schleimspur, die weißlich grün schimmerte und allmählich zu verdampfen schien, denn von ihrer Oberfläche stiegen dunstige und entsprechend riechende Schleier in die Höhe, die vom Wind erfaßt und über den Pier getrieben wurden, so daß sie auch in unsere Richtung gerieten.

Jill wurde noch blasser. »Mir wird übel!« keuchte sie.

»Pressen Sie sich ein Taschentuch vor den Mund«, gab ich zurück und konzentrierte mich wieder auf meine Gegner.

Die Mafiosi hatten hinter dem Mercedes ihre Deckung gefunden. Sie hockten dort mit angeschlagenen Waffen. Die Mündungen glotzten über das Dach und die Kühlerhaube. Jacques Cavelli zielte auf eine Reihe von vier Ghouls und schoß.

Abermals hörten wir die häßliche Melodie der Maschinenpistole. Die Waffe spie Tod und Verderben aus. Die Kugeln fanden ihren Weg und auch das Ziel.

Wieder rammten sie in die schleimigen Körper, stoppten den Angriff sekundenlang, die Ghouls blieben stehen, wurden auch gedreht, aber sie gaben nicht auf. Ihr Ziel waren die Menschen! Auch die anderen Mafiosi feuerten. Sie trafen ebenfalls. Niemand konnte die Ghouls stoppen. Ich schluckte hart.

Okay, die Killer waren auch meine Feinde. Wir standen in verschiedenen Lagern. Dennoch konnte ich sie nicht zu Opfern dieser Leichenfresser werden lassen, deshalb wollte und mußte ich jetzt ebenfalls in den Kampf eingreifen.

Zum Glück bewegten sich die schleimigen Wesen nicht schnell. Sie kamen nur langsam, wenn auch sehr zielstrebig voran. Ich suchte mir

einen aus. Die Mündung der Beretta folgte genau dem Weg des Ghouls, und als es mir richtig erschien, drückte ich ab.

Der peitschende Klang mischte sich in die Echos der MPis, denn auch die Killer schossen. Ein Ghoul wurde fast in die Höhe gerissen. Er war von dem geweihten Silbergeschoß getroffen worden. Ich drehte die Waffe ein wenig nach rechts und nahm mir die nächsten beiden aufs Korn. Zweimal klatschten die Kugeln in die schleimigen Körper. Die Reaktion war ebenso wie bei dem ersten Ghoul.

Für einen Moment blähten sie sich auf, um dann zusammenzufallen, wobei sie flach wurden, in die Breite liefen und auf dem Boden einen regelrechten See bildeten. Große, stinkende Lachen, aus denen ein feiner, aber widerlich riechender Nebel kroch. Das Ende der drei Ghouls.

Costellos Männer feuerten nicht mehr. Sie waren vor Staunen starr und schauten verständnislos auf die allmählich zerfließenden Körper dieser Monstren.

»Wie machst du das, Bulle?« brüllte Jacques Cavelli.

»Durch geweihtes Silber.«

»Verdammt, das haben wir nicht. Wir…« Was er noch sagen wollte, verschluckte er, denn etwas anderes geschah. Die Tür zum Lagerhaus, in dem Xorron verschwunden war, öffnete sich. Dies geschah ziemlich schnell und lief auch nicht ohne Geräusche ab. Wir alle schauten hin.

Jill St. Clair schrie vor Angst, mein Herzschlag stockte, denn Xorron hatte zum letzten Mittel gegriffen.

Er entließ sein Totenheer!

***

Der blondhaarige Mann stand da und schaute Suko ins Gesicht. Die acht Horror-Fans waren zurückgewichen, schwiegen, denn sie ahnten, daß etwas Entscheidendes bevorstand und sie jetzt einfach den Mund halten mußten, um nicht zu stören. »John?«

Diesmal bettete Suko den Namen in eine Frage ein, und Sinclair nickte, während über seine Lippen ein Lächeln glitt. »Wo kommst du her?«

Nun antwortete der Geisterjäger. »Mich hat die Magie ebenfalls getroffen und in diese Dimension geschleudert.«

Suko hörte genau hin. Er lauschte dem Klang der Stimme nach und konnte keine Unterschiede feststellen. Dann warf er einen Blick über die Schulter zurück, aber von den vier Leibwächtern des Shimada war nichts mehr zu sehen.

Sie mußten sich vor dem Eingang der Pagode verborgen halten.

Vielleicht trauten sie sich auch nicht, den Tempel zu betreten. Wie dem auch sei, John Sinclair war da - oder nicht? Suko schaute seinen Freund an. Es blieb ein Rest von Skepsis in ihm. Er wollte es einfach

nicht glauben oder konnte es nicht fassen, denn John hätte sich bestimmt eher gezeigt oder gemeldet. Weshalb kam er erst jetzt zu ihnen?

Das wollte Suko genauer wissen und stellte die diesbezügliche Frage.

»Es ist einfach zu erklären«, erwiderte der Geisterjäger. »Ich bin in einem anderen Teil dieser Dimension aufgewacht.«

»Und wo?«

John deutete über die Schulter. »Gibt es dort einen Ausgang?«

»Möglich.«

Suko überlegte. »Wir könnten hingehen«, meinte er nach einer Weile des Nachdenkens.

»Dagegen hätte ich nichts«, erwiderte John Sinclair.

Ullrich ging einen halben Schritt vor. Seine Blicke schwankten zwischen Suko und John. »Kann das nicht eine Falle sein?« hauchte er. Suko hob die Schultern.

John Sinclair lachte. »Weshalb sollte ich euch in die Falle locken? Kommt jetzt!« Er drehte sich um und ging vor.

Suko und die acht Jungen zögerten noch. Ihnen war die Sache nicht geheuer. Thomas Beinke schüttelte den Kopf. »Wer weiß, wo wir da landen«, hauchte er.

»Kann es noch schlimmer kommen?« fragte Andreas.

»Nein«, gab Hauke zu. »Entweder stehen wir es durch, oder wir gehen gemeinsam unter.« Er schaute seine Freunde der Reihe nach an und erntete ein Nicken. Sie alle waren einverstanden. »Du auch, Suko?« fragte er.

»Ja, laßt uns gehen! Hinter uns wissen wir die vier dämonischen Ninjas. Es kann wirklich nicht schlimmer kommen.«

»Aber wie ist es möglich, daß dein Freund hier erscheint?« wollte Sven Baumert wissen. Seine Stimme klang vor Angst ein wenig weinerlich.

»Er wird denselben Weg gegangen sein wie wir«, antwortete Suko.

Sie schauten John Sinclair nach, der sich inzwischen von der Gruppe entfernt hatte. Er ging langsam, im Schlenderschritt, weil er wollte, daß ihm die anderen folgten.

»Dein Freund benimmt sich seltsam, Suko«, stellte Marc Fürstner fest und schaute nach, ob er von den anderen auch die entsprechende Zustimmung bekam.

»Es stimmt«, gab Suko zu.

»Vielleicht hat er sich verändert«, meinte Rudi.

Er bekam von Suko keine Antwort mehr. Statt dessen winkte der Chinese den Jungen zu.

Sie verstanden das Zeichen und setzten sich in Bewegung. Alle gingen sehr verhalten, als hätten sie Angst davor, den nächsten Schritt zu machen.

Ihre Gesichter waren starr. Manchmal zuckten ihre Lippen, wenn sie mit sich selbst sprachen. Sie hatten sich Grusel und Horror als Hobby ausgesucht, jetzt erlebten sie so etwas in Wirklichkeit, und das war schwer für sie zu verdauen.

Da sie ein wenig schneller gingen als John Sinclair, holten sie auch auf.

Suko hatte die Spitze übernommen. Sein Blick klebte auf dem Rücken des Geisterjägers. »John!« rief er einmal. Sinclair blieb stehen und drehte sich um.

»Zeig dein Kreuz, John!«

Diesen Satz hatte sich der Chinese lange genug überlegt. Wenn John Sinclair tatsächlich der echte war, mußte er jetzt die Karten auf den Tisch legen.

»Was willst du damit?« fragte er.

Suko ging einige Schritte vor. »Ich will es nur sehen«, erklärte er lässig.

»Später.«

Damit war für John Sinclair die Sache erledigt, denn er wandte sich wieder um und ging davon.

Einfach so…

Suko stand da wie ein Ölgötze. Für ihn war es klar, daß er nicht den echten John Sinclair vor sich hatte, sondern einen Doppelgänger. Es lag schließlich auf der Hand. Nicht umsonst wurde Shimada der Dämon mit 1000 Masken genannt. Es war für ihn leicht, sich auch in einen Menschen namens John Sinclair zu verwandeln.

Im ersten Augenblick war Suko tatsächlich auf ihn reingefallen. Doch der Test mit dem Kreuz hatte ihm die Wahrheit offenbart. Das war nicht John Sinclair!

Was sollten sie tun? Es gab da Möglichkeiten. Sie konnten zurücklaufen oder ihm folgen. Was sie in ihrem Rücken erwartete, das wußten sie. Es waren vier dämonische Killer, die ihnen sicherlich keine Chance lassen würden. Aber Shimada?

Wie sich Suko auch entschied, er saß immer am kürzeren Hebel. Und damit auch die acht jungen Leute, die ihn begleiteten und auf ihn ihre ganze Hoffnung gesetzt hatten.

Sie hatten sich mit ähnlichen Gedanken herumgequält wie Suko, denn Ullrich fragte: »Stimmt mit deinem Freund etwas nicht, Suko?«

»Möglich.«

»Er ist es nicht, wie?« Rudi Tewes war vorgekommen und schaute Suko auffordernd an.

»Ich fürchte auch.«

Suko wollte seinen Schützlingen reinen Wein einschenken. Es hatte keinen Sinn, sie zu belügen. Am Ende würde die Überraschung nur noch schlimmer sein. Aus diesem Grunde entschied er sich dafür

weiterzugehen, und den Horror-Fans blieb nichts anderes übrig, als ihm zu folgen.

Sie blieben dicht beisammen. Den angeblichen John Sinclair sahen sie nur in seinen Umrissen, dann überhaupt nicht mehr, denn das diffuse Licht innerhalb der Pagode hatte ihn verschluckt. Und so schritten sie tiefer in diesen unbekannten Tempel hinein, wo an jeder Säule, die sie passierten, eine Gefahr lauern konnte. Es hatte sich nichts verändert.

Dieser pagodenartige Tempel mußte gewaltige Ausmaße besitzen.

Keiner sprach etwas. Die jungen Leute standen unter einem Bann. Sie spürten die Unheimlichkeit des Tempels, und sie ahnten, daß es hier untotes, unheimliches Leben gab. Vielleicht Jahrtausende alt, und ihnen kam es vor, als wären in diesem Tempel die dämonischen Legenden geschrieben worden.

Ihre Schritte waren die einzigen Geräusche, als sie tiefer in die Halle hineingingen. Um sie herum lastete die Stille. Die Luft kam ihnen vor wie flüssiges Blei, denn sie war schwer zu atmen.

Suko ging an der Spitze. Manchmal konnte sich einer der Jungen nicht mehr beherrschen. Er stellte Fragen, die niemand beantwortete. Auch Suko nicht, denn auch ihm war nichts bekannt, in welch einer Dimension oder Zeit sie sich befanden.

Aber sie erreichten ein Ziel.

Daran zu erkennen, daß es vor ihnen heller wurde. Zunächst wirkte diese Helligkeit wie ein dunstiger Streifen, zu vergleichen mit dem Vorgang, wenn im Gebirge allmählich die Sonne aufgeht und sich das helle Grau vorwitzig über die Grate der Berge schiebt. So war es auch hier.

Suko ging jetzt schneller. Er wollte endlich wissen, woran er war und die ganze Sache nicht noch länger hinauszögern. Der Inspektor gehörte zu den Menschen, die nichts auf die lange Bank schoben. Wenn Shimada einen Kampf haben wollte, dann sollte er ihn bekommen. Suko würde sich zu wehren wissen.

Er dachte daran, daß auch er kein heuriger Hase war. Ihn hatte man ebenfalls im langen Kampf geschult. Er konnte mit seinen Fäusten gut umgehen, ebenfalls mit einem Samurai- oder Ninja-Schwert. Vielleicht konnte er Shimada locken, indem er um das Leben der acht Jungen kämpfte. Wenn er gewann, sollte Shimada sie freigeben.

Mit diesen Gedanken beschäftigte sich der Chinese, während er dem Ziel immer näher schritt. Der graue Streifen hatte sich verdreifacht. Er schwebte wie eine große Wand vor ihnen und schien von unten her aus einem Tal in die Höhe zu steigen. Suko schaute nach oben.

Kaum hatte er seinen Kopf in den Nacken gelegt, als ihn die Überraschung packte. Sie befanden sich überhaupt nicht mehr innerhalb des Tempels, denn Suko sah einen blassen Himmel. Ohne

daß sie etwas davon bemerkt hatten, waren sie im Freien gelandet.

Auch die Jungen hatten es festgestellt. Marc Fürstner sagte: »Wir sind ja raus aus dem Tempel.« Seine Stimme klang euphorisch. Er sah einen kleinen Erfolg. Suko war sich da nicht so sicher. Seine Skepsis blieb, als er sich vorsichtig umschaute und dabei weiterging.

Keine Steine bedeckten mehr den Boden. Unter seinen und den Füßen der Jungen befand sich feiner grauer Staub. Je weiter sie vorgingen, um so besser konnten sie ihre Umgebung erkennen und schließlich auch das Ziel der Wanderung.

Suko hatte mit einigen Überraschungen gerechnet. Was er nun zu sehen bekam, haute ihn fast um. Er glaubte, auf einer hohen Klippe zu stehen.

Nur schäumte unter ihm nicht das Wasser oder die Brandung gegen die Felsen, in der Tiefe befand sich etwas anderes. Eine Arena!

Ein gewaltiger Kampfplatz, fast kreisrund angelegt, und wo am Meer Felsen in die Höhe stachen, waren es hier die Ränge, die steil nach oben führten.

Man konnte sie als Sitzplätze bezeichnen, denn jemand hatte sie in den grauen Stein gehauen. Die acht Jungen waren dicht aufgeschlossen, standen neben dem Chinesen und schauten ebenfalls staunend nach unten.

»Das gibt's doch nicht«, hauchte Andreas Schattmann. »Mensch, das ist ja wie im alten Rom.« So unrecht hatte er nicht. Nur war diese Arena primitiver, und es gab auch keine Tribünen, wo früher die Statthalter, Kaiser und Honoratioren gesessen und den Kämpfen zugeschaut hatten.

Suko warnte seine neuen Freunde. »Gebt acht, und tretet nicht zu nahe an den Rand.«

»Müssen wir da hinunter?« Frank Fischer stellte die bange Frage.

»Wahrscheinlich.«

»Wir können sie auch umgehen«, meinte Sven Baumert. »Wenn ihr mich fragt, dann fühle ich mich verdammt unwohl.«

»Vergeßt Shimada nicht.«

Sven schaute Suko an. »Von dem ist doch nichts zu sehen. Die Arena ist leer.«

Suko lächelte. »Der wird sich schon auf uns vorbereitet haben, Freunde, keine Angst.«

»Wie meinst du das?«

»Wir sind seine Opfer!« stellte Suko klar.

Nach diesen Worten trat eine Pause ein. Bis sich Hauke ein Herz faßte.

»Du meinst, daß er uns töten will?« Bei dieser Frage schaute er Suko an.

Der Inspektor nickte. »Wir müssen damit rechnen. Es sei denn, daß

Shimada andere Pläne hat.«
»Und welche?« wollte Marc wissen.
»Wenn ich das wüßte, ginge es uns besser«, erwiderte Suko. »Wir sind vorerst Statisten und können überhaupt nichts tun. Nur zusehen, daß wir einigermaßen glatt aus dieser Sache herauskommen, das ist wirklich alles.«
Sie waren zwar Statisten, aber sie blieben, denn in ihrem Rücken hörten sie das dumpfe Trommeln der Hufe auf nacktem Stein. Alle wußten sofort, wer sich ihnen da näherte.
»Die vier Ninjas!« rief Thomas.
Er stand wie auf dem Sprung. Sein Blick flackerte, und Suko bekam Angst um den Jungen, denn wie leicht konnte er die Nerven verlieren und durchdrehen. Deshalb faßte der Chinese zu und riß ihn herum.
»Bleib hier und mach keinen Unsinn!«
»Aber ich…«
»Kein aber. Wir müssen die vier Reiter hier erwarten. Sie werden uns nicht töten, denn das hätten sie schon wesentlich früher haben können. Verstanden?«
»Ja, ja…«
In banger Erwartung schauten die acht jungen Horror-Fans in die Richtung, aus der sie gekommen waren, und sie entdeckten wieder die gewaltigen Wolken aus grauem Staub, die die Reiter auf ihren unheimlichen Tieren begleiteten.
In scharfer Karriere preschten sie herbei. Zuerst tauchten die unheimlichen Echsenköpfe aus den Wolken auf. Die mutierten Tiere hatten die Mäuler weit aufgerissen. Scharfe Zähne blinkten wie frisch geschliffene Messer.
Sie kamen sehr dicht herangeritten, denn sie wußten, daß die Menschen nicht ausweichen konnten, sonst wären Suko und seine Schützlinge weiter zurückgegangen, wären über die Kante gekippt und die langen Reihen hinabgerutscht.
Vier dämonische Ninja-Kämpfer schickten ihnen ein dröhnendes Lachen entgegen. Es klang triumphierend, denn diese Wesen wußten, daß ihnen die Menschen nicht mehr entkommen konnten. Der Glatzkopf mit den Messer ritt scharf an Suko heran. Er hielt sich nicht fest, sondern hockte freihändig auf dem Rücken des seltsamen Tieres und dirigierte es nur durch den Druck seiner starken Schenkel.
Suko sah das aufgerissene Maul des Echsenpferdes dicht vor sich und auch die Messer in den Händen des Glatzkopfes. Der scharf geschliffene Stahl blinkte durch den Schleier aus Staub. Alles deutete darauf hin, daß dieser Ninja seine Waffen auch gegen Suko einsetzen wollte. Der Chinese war schneller.
Er stieß sich ab und flog dem Dämon schräg entgegen. Seine Hände griffen zu, umfaßten für einen Moment die Hüften des anderen und

stießen ihn dann vom Rücken des Reittiers. Der Ninja verschwand in der Staubwolke.

Dafür hockte Suko auf dem Tier. Er besaß natürlich nicht die Erfahrung wie der andere Reiter, und es gelang ihm nur mit Mühe und viel Glück, sich auf dem Rücken zu halten. Mit dem linken Arm umklammerte er den Hals des Tieres, und sein Arm bildete einen Würgegriff. So konnte sich Suko halten.

Das unheimliche Reittier bockte. Seine kräftigen Hinterbeine warf es in die Höhe, kippte gleichzeitig nach vorn weg, wühlte den Staub auf und wollte Suko abschütteln. Der hielt eisern fest.

Zusammen mit dem Tier drehte er sich im Kreis. Schemenhaft erschienen die Gesichter der Horror-Fans. Der Chinese las das Entsetzen und die Angst in den Zügen, aber er gab nicht auf, sondern kämpfte weiter.

Aus dem Schleier löste sich eine Gestalt.

Ein mörderischer Schrei drang Suko entgegen, während der Ninja mit dem halben Gesicht gegen ihn anritt und gleichzeitig sein gefährliches Schwert schwang. Er führte es im Kreis, und es sah so aus, als wollte er Suko den Kopf abschlagen.

Suko besaß die Gabe, auch in einer Streßsituation wie dieser niemals den Überblick zu verlieren. Er packte jetzt mit der anderen Hand zu und riß den Echsenkopf des Tieres in die Höhe. Das Ninja-Schwert pfiff fauchend heran. Es traf den Kopf des Reittieres. Im nächsten Augenblick erlebte Suko, wie scharf geschliffen diese Klinge war, denn es reichte ein Hieb, um den Kopf des Tieres vom Rumpf zu trennen.

Aus der Wunde schoß eine grünlich rote Fontäne in die Höhe, während der Kopf über den Boden rollte und das Tier mit den Vorderläufen einknickte. Es fiel.

Suko konnte sich ebenfalls nicht mehr auf dem Rücken halten, bekam auch das Übergewicht, gab sich aber noch Schwung und stieß sich von dem hornigen Rücken ab.

Genau im richtigen Moment, denn der angreifende Ninja hatte sich gedreht und abermals zugeschlagen.

Die Klinge stach nicht in Sukos Leib, sondern in den Rücken des zusammenbrechenden Tieres. Noch ein Blutstrom schoß in die Höhe.

Das bekam Suko nicht mit, er war gelandet und rollte sich geschickt über die Schulter ab, um so schnell wie möglich auf die Beine zu kommen.

Schon preschte der Kopflose heran.

Auch er lenkte sein Tier nur mit den Schenkeln, hatte einen Pfeil auf die Sehne gelegt und den Bogen gespannt. Die Spitze zielte auf Suko. Der tauchte weg.

Sirrend sprang die Sehne zurück, nachdem sie der Pfeil verlassen hatte.

Er wischte an dem Chinesen vorbei, wurde vom Staubschleier geschluckt, und Suko vernahm einen fürchterlichen Schrei, der ihm durch Mark und Bein schnitt. »Ich bin getroffen. Ich bin getroffen!«

Die Worte zerrissen fast Sukos Seele. So lange hatte er es hinauszögern können, nun war es doch geschehen.

Er wirbelte herum. Daß er seinen Feinden den Rücken zudrehte, war ihm in diesem Augenblick egal, ihn interessierte nur der Junge. Der Chinese tauchte in den dichten Schleier aus Staub und wäre fast über den am Boden Liegenden gestolpert.

Es war Rudi, der Junge mit den dunklen Haaren, der immer ein wenig vorwitzig gewesen war. Suko fiel auf die Knie. Er schaute in das verzerrte Jungengesicht, sah den Schmerz auf den Zügen und hörte das keuchende Atmen.

Der Pfeil war in die Hüfte gedrungen. Wie ein Mahnmal schaute der Schaft hervor. »Bleib ruhig liegen«, sagte Suko und schaute nach der Wunde.

Es sickerte kaum Blut aus ihr. Nur an den Rändern entdeckte Suko einen rötlichen Streifen. Was die Spitze alles verletzt hatte, konnte Suko nicht sagen, er hoffte nur, daß Rudi an diesem Treffer nicht starb.

Um die beiden herum gellten Schreie, in die sich die dumpf klingenden Laute der dämonischen Ninjas mischten. Die drei Reiter trieben die anderen sieben Jungen zusammen, so daß sie schließlich einen Kreis bildeten und die Waffen ihrer Feinde drohend auf sich gerichtet sahen.

Niemand dachte daran, wegzulaufen. Sie waren froh, noch am Leben zu sein. Auch diejenigen mit den stärksten Nerven zitterten vor Furcht, denn sie erlebten ein Grauen wie nie zuvor in ihrem Leben.

Suko kümmerte sich nicht darum, was in seiner unmittelbaren Umgebung geschah. Er interessierte sich für Rudis Verletzung.

Wahrscheinlich besaß der Pfeil keine Widerhaken. Dennoch war es Suko zu riskant, ihn aus dem Körper zu ziehen. Das mußte ein Arzt machen. Aber nicht in dieser Welt.

»Wie fühlst du dich?« fragte Suko und kam sich dabei lächerlich vor.

»Es tut verflucht weh.«

»Das kann ich mir vorstellen.« Der Chinese tupfte dem Verletzten Schweiß aus dem Gesicht. »Aber du kannst hier nicht liegenbleiben. Du mußt versuchen, hart zu sein und die Zähne zusammenbeißen. Wahrscheinlich werden sie uns abführen. Sollte das geschehen, bleibe ich immer an deiner Seite und stütze dich. Kannst du das schaffen?«

»Wenn es sein muß!« hauchte Rudi. »Ja, es muß sein.«

»Okay, ich…« Seine nächsten Worte verschluckte er, denn er hatte sich leicht bewegt und spürte wieder das Brennen in seiner Hüfte.

Suko spürte auch etwas. Sein Nacken wurde plötzlich von einem

kalten Gegenstand berührt. Im ersten Moment blieb er ruhig knien. Dann drehte er den Kopf und sah rechts neben sich einen Schatten.

Düster und dunkel gekleidet. So lief nur einer umher. Shimada!

Er war es auch, der neben Suko stand und das Schwert in dessen Nacken gelegt hatte. Ein leichter Druck nur, und Suko war verloren…

***

Wir wollten es nicht glauben, obwohl wir es mit eigenen Augen sahen.

Aber der Schrecken war nun mal nicht mehr wegzudiskutieren. Aus dem Tor quoll das Grauen!

Ich kannte die meisten Zombies, denn ich hatte sie auf dem Friedhof und auch schon auf der Galeere gesehen, und sie überschwemmten den Pier wie eine Wolke des Schreckens. Sie gingen nicht, sondern torkelten und wankten, aber ihr Instinkt sagte ihnen genau, welche Richtung sie einzuschlagen hatten.

Es war der Platz, den sich auch die Ghouls ausgesucht hatten. Der Mercedes des Logan Costello. Im Gegensatz zu ihren Vettern, den Ghouls, teilten sie sich jedoch, denn sie hatten gespürt, daß auch noch hinter den aufgestellten Fässern Beute lauerte. Diese Beute waren Jill St. Clair und ich.

Die Reporterin hatte sich etwas in die Höhe geschoben, damit auch sie über den Rand der Tonne blicken konnte. Sie schüttelte den Kopf und hauchte: »Das kann doch nicht wahr sein. Diese Wesen…«

»Sind Zombies«, erklärte ich. »Lebende Tote. Xorron hat sie von überall hergeholt. Aus dem Wasser, von Friedhöfen, aus verdeckten Gruften. Was uns da entgegenkommt, meine liebe Jill, ist der Pesthauch der Hölle.«

Harte Worte, aber sie mußten sein, denn Jill St. Clair sollte sich keinen Illusionen hingeben. Unsere Chancen standen schlecht, das Heer der lebenden Toten war zu umfangreich. »Wäre ich doch nicht hergekommen.« Jill St. Clair machte sich Vorwürfe.

»Da sagen Sie was«, erwiderte ich. »Manchmal kann die Sucht nach einer Story gefährlich, wenn nicht tödlich sein.«

Sie schaute mich erschreckt an. »Haben Sie die Hoffnung aufgegeben?«

»Nein, meine Liebe. Ich werde mich diesen verdammten Ungeheuern stellen, aber ich will Sie aus der Gefahrenzone wissen.«

»Wie soll ich…?«

»Fliehen Sie! Laufen Sie nach hinten. Dort ist noch alles frei. In wenigen Minuten kann sich das schon geändert haben.«

»Aber ich…«

»Weg!« Ich fuhr sie scharf an, denn die Zombies, so stumpfsinnig sie auch wirkten, hatten es verstanden, sich aufzustellen. In Grüppchen

marschierten sie los und überschwemmten den Pier, während Xorron, ihr Anführer, wie ein Denkmal am Tor des Lagerhauses stand und sein Totenheer beobachtete.

Auch sah ich jemand neben ihm stehen. Er hielt sich zwar im seitlichen Schatten des Eingangs, und mir schien es, als wollte er nicht unbedingt gesehen werden. Der Kerl war Logan Costello!

Was hatte er neben Xorron zu suchen? Und weshalb hielt er die Zombies nicht ab? Wenn er es nicht selbst schaffte, versuchte er Xorron nicht wenigstens davon zu überzeugen, daß es doch seine Leute waren, die von den Untoten angegriffen wurden? Nichts dergleichen geschah.

Die lebenden Leichen gingen unbeirrbar ihren Weg, und der führte sie auf die drei Mafiosi zu, die bisher noch nicht wieder geschossen hatten, sondern wie die berühmten Salzsäulen auf dem Fleck standen und auch Xorron anstierten.

Ich kochte innerlich. Die Kerle sollten sich in den Wagen setzen und wegfahren. In wenigen Sekunden schon würde es zu spät für sie sein.

Warmer Atem streifte meinen Nacken. Ich fuhr herum. Jill hockte noch immer in meiner Nähe. »Verschwinden Sie endlich!« zischte ich und funkelte sie an.

Die Reporterin begriff. Sie wußte, daß ich sie auch mit Gewalt entfernen würde, denn ich stand dicht vor der Explosion.

Sie nickte nur, zog sich einige Schritte geduckt zurück und begann zu rennen. Die Sorge war ich los.

So konnte ich mich wieder den eigentlichen Ereignissen zuwenden und in den Kampf eingreifen. Diesmal blieb ich auch nicht in Deckung, sondern sprang hoch.

Da fielen die ersten Schüsse. Die Mafiosi hatten sich endlich überwunden, und wieder war es Jacques Cavelli, der Killer mit den eisenharten Nerven, der den Anfang machte. In seinen Händen tanzte die MP. Das Blei fuhr aus der Mündung, traf auch das Ziel, und ich schloß für zwei Sekunden die Augen, weil der Anblick zu schrecklich war.

Kaum hatte ich sie wieder geöffnet, als ich den Schrei vernahm. Es hatte den Mann namens Raul erwischt. Gleich vier Zombies ließen sich auf ihn fallen und begruben ihn unter sich. Der Wagen verdeckte mir zusätzlich die Sicht auf ihn, so daß sein Schrei das letzte Lebenszeichen von ihm gewesen war.

Im nächsten Moment roch ich die Gefahr. Dies im wahrsten Sinne des Wortes, denn einer der übriggebliebenen Ghouls hatte es geschafft und sich unbeobachtet in die Nähe der mir als Deckung dienenden Fässern herangeschoben.

An der anderen Seite zog er sich hoch, und ich blickte in ein flaches, breites und widerlich verzogenes Gesicht, in dem die Augen wie bei

dem kleinen E.T. standen.

Eine breiige Pranke wollte nach meinem Gesicht fassen. Ich drehte mich weg, zog in der Bewegung meinen Dolch und stach zu.

Der Ghoul stieß ein blubberndes Geräusch aus, bevor er nach unten wegsackte und verschwand. Das war erledigt.

Sekunden später jumpte ich mit einem gewaltigen Sprung über die Tonne. Ich wollte zum Wagen hin, doch auf dem Pier hatte sich einiges verändert. Die Zombies - oder ein Teil von ihnen - bildeten einen Kette und somit auch einen Sichtschutz. Ich konnte den Wagen nicht mehr erkennen, denn es waren zu viele Zombies, die sich an den Händen gefaßt hielten und auf mich zukamen. Mir wurde es verdammt trocken im Hals. Noch hatte ich Zeit zu überlegen, denn sie befanden sich weit genug weg. Aber es mußte rasch gehen. Xorron hatte sein Totenheer geschickt, das mich vernichten sollte: Schüsse hörte ich ebenfalls. Nur nicht mehr so laut wie zuvor. Auch knatterten sie in unregelmäßigen Abständen auf.

In einer Feuerpause vernahm ich ein anderes Geräusch. Ein Motor wurde angelassen. Da nur ein Fahrzeug auf dem Pier stand, konnte es sich nur um den Mercedes handeln.

Ich hatte mich nicht geirrt. Zur Seite hin war mein Blickfeld besser, und schon bald schoß der dunkle Schatten über das rauhe Pflaster des Piers. Hinter dem Lenkrad hockte geduckt eine Gestalt. Obwohl ich sie nicht genau erkennen konnte, glaubte ich in ihr Logan Costello zu erkennen. Er suchte das Weite!

In mir stieg die Wut hoch. Demnach hatte er mich doch als Schachfigur benutzt und sich wahrscheinlich mit Xorron arrangiert, damit er ihm die Flucht ermöglichte. Ein verdammt raffiniert eingefädelter Plan, auf den ich Ochse reingefallen war. Ändern konnte ich nichts mehr daran, denn nun hatte Xorron eigentlich das erreicht, was er wollte. Nämlich mich.

Ich wog die inzwischen nachgeladene Beretta in der Hand. Natürlich konnte ich die Kette der Zombies durch präzis geschossene Kugeln aufreißen, aber hinter ihr lauerten andere Untote, die sich dann auf mich stürzten, und irgendwann würden sie mich packen, denn sie brauchten sich nur zu bewaffnen.

Der Gedanke war kaum in mir aufgeflammt, als ich abermals Schüsse vernahm. So hämmerte nur eine Maschinenpistole.

Plötzlich kippten an der linken Reihe zwei Zombies um, mein Blickfeld wurde für einen Moment freier. Ich sah Xorron, hörte sein wummerndes Gelächter und erkannte auch den Schießer. Es war ein breitschultriger Zombie, der sich die MPi eines Mafioso genommen hatte und mit ihr herumspielte.

Gefährlich spielte, denn er schwang sie nicht nur von einer Seite zur andren, sondern auch von oben nach unten, und die Kugelgarben

wischten von allen Seiten herbei. Dabei war es dem Zombie egal, ob er auch seine Artgenossen traf oder nicht.

Nicht weit von mir entfernt tanzte eine Garbe über den Belag und schleuderte kleine Teerbrocken hoch.

Für mich wurde es Zeit zum Rückzug.

Ich jagte wieder dahin, wo ich hergekommen war und brachte Distanz zwischen mich und die Zombies. Mein Hechtsprung über die Fässer konnte sich sehen lassen, nur kam ich nicht so glücklich auf, denn der Schmerz in meiner linken Schulter war nicht von schlechten Eltern. Ich kam wieder hoch und stützte mich dabei mit der linken Hand auf. Der Schmerz verwandelte sich in ein Stechen, und ich lief weiter. Kein Ruhmesblatt für einen Geisterjäger, vor seinen Gegnern zu fliehen, doch es blieb mir keine andere Möglichkeit.

Durch die schmale Gasse zwischen zwei Bauten hetzte ich, und erst als ich ihr Ende erreicht hatte, schaute ich mich um, wobei ich das Poltern hörte, das mir entgegenschallte.

Die Zombies hatten die Fässer umgekippt. Einer dieser Untoten trug einen dunklen Anzug. Das erkannte ich, als er in den Schein einer Laterne geriet. Es war Raul, der Killer.

Er gehörte auch zu der Meute. Raul bewaffnete sich mit einem Faß. Er packte es und stemmte es hoch über seinen Kopf. Im nächsten Moment wuchtete er es nach vorn.

Die Entfernung zwischen ihm und mir war einfach zu groß. Das Faß konnte mich kaum erreichen, es tickte auf, knallte mal gegen die linke, dann wieder gegen die rechte Wand und zersplitterte schließlich.

Die Zombies drängten sich in die Gasse.

Wieder war ich versucht, zu schießen. Nein, ich mußte meine Munition sparen, denn ich brauchte sie, wenn ich in ausweglose Lagen geriet. Der Blick nach rechts öffnete sich zum Wasser hin. Wenn alle Stricke rissen, mußte ich in die dunkle Brühe hechten. Auf der linken Seite standen die Barackenbauten, es schimmerten auch Gleise, und eine in Fertigbauweise errichtete Halle gab einen matten Glanz ab.

Hinter der Halle mußte eine Straße oder ein Weg liegen, denn dort konzentrierte sich der Lichtschein.

Ich jagte los. Mein Ziel war die Halle. Die Zombies, wesentlich langsamer als ich, blieben hinter mir zurück, und ich atmete allmählich auf. Im Laufen konnte ich sie schlagen, da waren sie immer die Verlierer. Aber nicht Xorron!

So stumpfsinnig und hirnrissig, wie er gern von anderen gesehen wurde, war er nicht, das bewies er in den nächsten Sekunden, denn vor mir hörte ich ein Knirschen und Krachen. Die Seitentür einer Baracke brach, von einer furchtbaren Gewalt getroffen, auseinander. Xorron kam!

Wie ein Irrwisch jumpte er aus der Öffnung. Dabei wurde er von Holzteilen und Steinbrocken umwirbelt. Seine Schreie, die er ausstieß, waren fürchterlich.

Ich hatte zum Glück rechtzeitig genug stoppen können, sonst wäre ich voll gegen ihn geprallt, und ich wurde auch nicht von den Trümmern begraben oder erwischt. Nur ein paar dünne Holzplatten prallten gegen meinen Körper.

Xorron hatte ebenfalls sehr viel Kraft hinter seinen Rammsprung gelegt, so daß es nicht einfach für ihn war, sich wieder zu fangen. Er prallte vor die Wand der gegenüberliegenden Baracke und mußte sich erst noch drehen.

Ich befand mich bereits auf dem Rückmarsch. Vorne hätte mich Xorron erwischt, denn auch mein Kreuz richtete gegen ihn nichts aus. Die Magie umtanzte seine Gestalt zwar mit einem grünen Schein, mehr geschah aber nicht.

Ich sah zu, aus Xorrons Reichweite zu gelangen. Hinter mir hörte ich sein Gelächter und danach die stampfenden Schritte, als der die Verfolgung aufnahm. Was befand sich vor mir? Natürlich eine Gasse, außerdem Zombies.

Sie quollen hinein, stießen und drängten, aus ihren Mäulern wehten schaurige Laute, fielen hin, standen wieder auf oder krochen in meine Richtung.

Eingekesselt!

Ein anderer Begriff fiel mir nicht ein. Nach hinten war der Weg versperrt, nach vorn ebenfalls, denn die Masse der Untoten konnte ich nicht mit meinen Silberkugeln aus dem Weg räumen.

Wohin?

Rechts und links befanden sich die glatten Mauern. Ich warf einen Blick in die Höhe. Sehr hoch waren die Dächer nicht, und an einem sah ich eine Dachrinne, die sogar zerstört war und nach unten hing.

Die einzige Chance!

Ein glücklicher Zufall. Wenn ich mich anstrengte, konnte ich die Rinne erreichen. Hoffentlich hielt sie auch…

Ich nahm mir sogar noch die Zeit für einen Anlauf. Kurz vor der Mauer wuchtete ich meinen Körper in die Höhe, schleuderte den Arm nach oben, und schon beim ersten Versuch klatschte meine Hand gegen die Rinne.

Wie ein Ertrinkender nach dem treibenden Brett greift, so packte ich die Dachrinne an. Das Metall war rostig, es ächzte, als ich daran zog, und es schnitt auch in meine Hand. Ich faßte mit der linken Hand nach und bekam somit mehr Halt.

Dann zog ich die Beine an. Mit den Fußspitzen berührte ich das rauhe Mauerwerk, konnte mich ein wenig abstützen und versuchte, mich in die Höhe zu hangeln. Unter mir heulten die Zombies.

Sie hatten inzwischen den Platz erreicht, an dem ich gesprungen war.

Jetzt drängten sie gegen die Mauer, schlugen mit ihren Händen zu, warfen sich selbst dagegen oder versuchten, ebenfalls hochzuspringen, um die Dachrinne zu packen.

Das gelang ihnen nicht. In ihren Körpern steckte einfach keine Kraft mehr, die Zombies prallten nur gegen die Mauern und sackten anschließend in die Knie.

Auch mir erging es nicht viel besser. Ich versuchte verzweifelt, auf das Dach des Hauses zu gelangen, aber die verfluchte Rinne brach immer weiter ab, so daß ich allmählich in die Tiefe sackte. Es war zum Heulen.

Weshalb griff Xorron nicht ein? Ich schaute zurück, sah ihn da stehen und zu mir hochblicken. Er grinste, wobei er sein breites Maul in die Breite gezogen hatte und sein mörderisches Gebiß fletschte.

Ich ahnte seinen Plan. Wenn ich auf dem Dach stand, konnte ich nicht mehr weiter. Es war eine Insel, und wenn Xorron sie erkletterte, hatte er mich, falls ich nicht vorher kippte. Aber ich bekam Hilfe.

Wie eine Schlange schob sich etwas über das Dach. Im ersten Augenblick konnte ich es nicht genau erkennen, dann sah ich, daß sich die »Schlange« vorn teilte, wobei sich eine Hand herauskristallisierte.

Eine rettende Hand!

Sehr schmal, dennoch war sie gewillt, hart zuzupacken. Das bewies sie im nächsten Augenblick.

Etwas umklammerte meinen linken Arm, hielt fest und zog mich in die Höhe. Ich stützte mich an der Dachkante ab und war der rettenden Hand somit behilflich. Endlich lag ich, holte schwer Atem und mußte nur noch die Beine völlig nachziehen. Ich schaute hoch.

Mein Retter hatte sich in das Dunkel zurückgezogen, dennoch erkannte ich ihn. Es war eine Retterin. Jill St. Clair!

Im ersten Moment wollte ich meinen Augen nicht trauen. Das durfte es doch nicht geben, ich hatte Jill befohlen, zu verschwinden, und jetzt hockte sie auf diesem Dach? Wie war sie überhaupt hochgekommen?

Darüber machte ich mir keine weiteren Gedanken, sondern ging auf sie zu. Jill hatte sich ebenfalls zusammengeduckt. Jetzt kam sie hoch, die Distanz zwischen uns schmolz dahin, ich sah sie genauer und bekam einen gewaltigen Schock.

Die Bißwunde am Hals war nicht zu übersehen. Und auch nicht das Blut.

Jill St. Clair hätte tot sein müssen, denn so eine Verletzung überlebt niemand. Daß sie noch lebte, dafür gab es nur eine Erklärung. Jill St. Clair war ein Zombie!

***

Bisher hatte sich Logan Costello auf seine Leute immer verlassen können. Sie standen ihm treu zur Seite, doch wenn es um das eigene Leben ging, dann waren die anderen unwichtig. Wenigstens für Costello.

Xorron hatte ihm einen Auftrag erteilt und gleichzeitig gesagt, daß er die drei Mafiosi den Zombies als Beute überlassen wollte. Costello widersprach nicht, denn er kam noch einmal davon, und er sollte seinen Wagen nehmen.

Die lebenden Toten wußten Bescheid. Sie würden Logan Costello nichts tun, wenn er quer durch ihre Linien auf seinen Wagen zurannte und damit verschwand.

Dennoch hatte er Angst. Er sah die schrecklichen Gestalten vor sich, erinnerte sich auch wieder an New York, wo die Zombies so furchtbar gewütet hatten, und hoffte, daß sie Xorrons Befehlen tatsächlich gehorchten. Sie griffen ihn nicht an.

Schreckliche Szenen spielten sich ab. Jacques Cavelli schoß, was die Waffe hergab, doch auch er konnte den Ansturm der Zombies nicht stoppen. Es waren einfach zu viele.

Costello kam durch. Da er nicht mehr rechtzeitig genug stoppen konnte, prallte er gegen die Fahrerseite, fingerte nach den Wagenschlüssel und schloß die Tür auf.

Noch nie war Logan Costello so rasch in seinen Wagen gestiegen wie in diesen Augenblicken. Er flatterte am gesamten Körper, rammte die Tür so hart zu, daß es wie ein Schuß klang, und suchte mit zitternden Fingern nach dem Zündschloß. Endlich.

Er drehte den Schlüssel, und der Mercedes bewies wieder seine Funktionstüchtigkeit. Costello stellte die Automatik um.

Und Costello gab Gas. Er hatte sich geduckt, sein Gesicht war verzerrt, es spielte für ihn keine Rolle mehr, was aus seinen Männern wurde.

Hauptsache, daß ihm die Flucht gelang. War der Pier auch sehr groß, so hatte er dennoch keine freie Bahn. Die Zombies bevölkerten die nähere Umgebung, und sie wußten jetzt nicht mehr, Wohin sie sich wenden sollten, da der Wagen weg war.

Aus den Augenwinkeln bemerkte Costello, daß sie sich dennoch formierten, wahrscheinlich fiel ihm ein, daß er die Scheinwerfer nicht eingeschaltet hatte. Er holte es rasch nach.

Die beiden hellen Arme stachen gerade in die Dunkelheit. Costello - er konnte nun mehr erkennen - trug dem Rechnung und beschleunigte seinen Mercedes. An schnelles Bremsen war nicht mehr zu denken, auch nicht, als die beiden Zombies im Streulicht der Scheinwerfer wie Geister erschienen.

Im künstlichen Licht sahen sie noch schauriger aus. Sie standen plötzlich vor der Kühlerhaube und wollten durch die Frontscheibe

glotzen, dabei streckten sie ihre Arme aus und bewegten die teigigen Hände.

»Verfluchte Brut!« keuchte Costello und gab Gas.

Der schwere Mercedes wirkte wie ein Rammbock. Beide Zombies wurden erfaßt, der eine an der linken, der andere an der rechten Seite, und in die Höhe geschleudert.

Sie wirkten plötzlich wie Puppen. Arme und Beine schlenkerten, dann krachten sie zu Boden und blieben liegen. Fast hätte Costello sie noch überrollt.

Er mußte lachen. Es ging nicht anders. Dieses Gelächter drang wie eine große Befreiung aus seinem Mund. Costello schüttelte den Kopf und erschrak heftig, als sich das Licht der Scheinwerfer auf einer dunklen Fläche widerspiegelte und helle Reflexe schuf. Das war schon das Wasser.

Costello bekam es mit der Angst zu tun, bremste und riß das Lenkrad nach rechts. Die Reifen wimmerten protestierend, und auf dem Boden blieb eine grauschwarze Spur zurück, aber Costello bekam den Mercedes herum und berührte nicht einmal den Rand des Piers. Jetzt lachte er wieder, denn er hatte freie Bahn. Der Schrecken blieb hinter ihm zurück. Als er die erste normale Straße erreichte, fühlte er sich noch gelöster und wäre am liebsten weitergefahren bis in alle Ewigkeiten, doch da lag ein Druck unsichtbar auf ihm, der ihn auch in die Knie zwingen konnte.

Xorron hatte ihm einen Befehl gegeben. Er mußte Shao holen!

Wenn er dies nicht tat, war er verloren, denn Xorrons Rache entging niemand. Da konnte er noch so viele gute Leute haben, wenn Xorron seine Zombies losschickte, wurden aus seinen eigenen Killern nur kleine Statisten im Spiel des Grauens.

Costello schaltete das Fernlicht ein. Die blaue Leuchte am Armaturenbrett kam ihm vor wie ein Auge. Jetzt konnte er noch besser sehen und erkannte auch die Gestalt, die plötzlich mitten auf der Fahrbahn auftauchte.

Es war ein Mann. Und er trug eine Maschinenpistole.

Costello atmete tief ein und keuchend wieder aus. Er hatte den Kerl erkannt. Jacques Cavelli, der Killer aus New York, der bisher alles überlebt hatte.

Sollte er vorbeirasen, denn was ging ihn überhaupt Cavelli an?

Eigentlich nichts, nur trug der seine MPi noch bei sich, und er wirkte so, als würde er sie auch einsetzen. Costello kam ins Schwitzen. Er mußte sehr schnell entscheiden, was er tun sollte. Cavelli schoß. Noch feuerte er nicht auf den Wagen, er setzte die Garbe nur auf das Pflaster, als Zeichen der Warnung.

Costello dachte daran, daß der Mercedes zwar schußsichere Scheiben besaß, leider keine kugelfesten Reifen. Die hatte er sich immer

aufziehen lassen wollen, es aber bisher vergessen. Das rächte sich nun, denn mit zerschossenen Reifen kam er nicht weit. Da konnte er besser so stoppen.

Er löschte das Fernlicht und tippte auf die Bremsen. Dicht neben Cavelli hielt er an. Durch Knopfdruck entriegelte er die Tür, die sofort aufgerissen wurde.

Zuerst erschien der Waffenlauf. Er glotzte wie ein finsteres Auge in das Wageninnere. Ein Stück dahinter erschien das verzerrte Gesicht des Killers. Cavelli stand unter einer unheimlichen Spannung, dies sah man ihm deutlich an.

»Du Schwein wolltest allein verschwinden!« Cavelli war außer sich und stieß mit dem Waffenlauf nach Costello. Fast hätte er den Capo noch am Kopf erwischt, doch Costello drückte sich rechtzeitig genug zur Seite.

Die Wut stieg wieder in ihm hoch. »Verdammt, was sollte ich denn machen? Ich war froh, daß ich abhauen konnte.«

Cavelli stieg ein und hämmerte die Tür zu. »Was ist denn mit den anderen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Die Zombies, nicht?«

»Möglich.«

»Du Dreckschwein.«

Logan Costello atmete scharf ein. So etwas hatte schon jahrelang niemand mehr zu ihm gesagt, und Cavelli hatte ihn, den großen Capo, damit tödlich beleidigt.

»Ich bin hier am Drücker«, erklärte der Mann aus New York und drehte die Maschinenpistole so, daß die Mündung auf den hinter dem Steuer sitzenden Costello wies. »Fahr los!«

»Und wohin?«

»Das weißt du doch genau, du Feigling. Da, wo du hinwolltest. Ich bin gespannt.«

»Bitte!« Costello blieb ruhig. Bei ihm ein böses Zeichen. Er gab Gas und erreichte schon bald die Nähe der großen Tower Bridge.

Cavelli schwieg. Nur hin und wieder drehte er sich um, schaute aus dem Heckfenster und suchte nach Verfolgern.

»Sind welche hinter uns?« fragte Costello.

»Zum Glück nicht. Es würde dir auch schlecht ergehen.«

»Wieso mir?«

»Weil du mich dann reingelegt hättest.«

»Beschwere dich bei Xorron.«

Cavelli lachte auf. »Ich werde verschwinden, Costello. In New York kenne ich mich aus, aber du mußt in London bleiben und dich um Xorron kümmern. Besser gesagt, er wird sich um dich kümmern, und da kannst du etwas erleben.«

»Wir werden sehen.«

Cavelli holte Zigaretten hervor, ohne die Lage der Maschinenpistole zu verändern. Er zündete ein Stäbchen an und behielt es im Mundwinkel.

An einer Ampel stoppten sie. Jetzt sprach Cavelli wieder. »Also, wohin geht die Reise? Raus mit der Sprache!«

Costello, mit allen Wassern gewaschen, hatte sich schon längst eine Ausrede zurechtgelegt. »Wir werden zu einem kleinen Ausweichquartier von mir fahren.«

»Ein Versteck?«

»So ungefähr.«

»Liegt es einsam?«

Die Ampelfarbe wechselte auf Grün und der Mafioso konnte wieder anfahren. »Nein, es ist kein einsamer Platz. In einem Hochhaus. Sehr citynah.«

»Da verkriechst du dich also. Wer weiß alles davon?«

»Nur noch mein Anwalt.«

»Ist er dort?«

»Nein.«

»Dann werde ich dich begleiten. Da ich annehme, daß die Wohnung Telefon hat, wirst du einiges in die Wege leiten. Zum Beispiel den lieben Roberto Pasti in New York anrufen, damit der über alles in Kenntnis gesetzt wird und sich seine Gedanken machen kann, wenn ich zufällig nicht am Hudson auftauche.«

»Das geht in Ordnung.«

Cavelli lachte. »Ihr lernt schnell hier in London. Das finde ich wirklich prima.«

Costello gab keine Antwort. Er überlegte verzweifelt, wie er aus der be… scheidenen Lage herauskommen konnte, ohne daß die Sache große Kreise zog.

Natürlich wußte er, wo Sinclair, sein großer Feind, wohnte. Dennoch fuhr er einen Umweg, denn er brauchte Zeit, um nachdenken zu können. Ein paarmal nickte er vor sich hin, was Cavelli auffiel, und er fragte nach dem Grund. »Es ist nichts.«

»Lege mich nur nicht rein!«

»Wie denn?«

Cavelli lachte. »Das stimmt.«

Sie hatten mittlerweile die Gegend erreicht, wo Sinclair und auch seine Freunde wohnten. Das hohe Haus stach schmal in den dunklen Himmel.

Es waren noch zahlreiche Fenster erleuchtet, manchmal sah man auch den Schatten eines Menschen.

Auch Cavelli hatte den Bau entdeckt. Er beugte sich ein wenig vor, um besser sehen zu können. »Ist es dein Ziel?«

»Genau.«
»Und wo stellst du den Wagen ab?«
»Hinter dem Haus liegt ein kleiner Parkplatz.« Das stimmte tatsächlich. Nur hatten die Bewohner ihre Wagen zumeist in der Tiefgarage abgestellt, aber das konnte Cavelli nicht wissen. Auf dem Parkplatz brannten nur zwei Laternen. Er war ein idealer Flecken für Liebespaare. Ein paar Fahrzeuge waren abgestellt worden, aber es gab genügend freie Flecken.
»Fahr nahe an das Haus heran!« befahl Cavelli.
Innerlich grinste Costello. Dieser Kerl konnte ihm keinen größeren Gefallen tun, denn am Haus war es noch dunkler. Die nächste Laterne stand schräg gegenüber.
Logan Costello ließ den Mercedes in eine Parkbucht rollen und stoppte.
»Da wären wir«, sagte er. »Steig aus und mach keine Dummheiten!« befahl Cavelli. »Ich kann dich immer erwischen.«
»Das weiß ich.«
Costello öffnete die Tür. Er lachte über den arroganten Schießer aus New York. Der vergaß die einfachsten Regeln, denn Costello hätte jeden Gegner nach Waffen untersucht. Jacques Cavelli tat so etwas nicht. Er machte Fehler…
Costello wartete neben dem Wagen. Cavelli kam sehr schnell.
Geschmeidig drückte er sich nicht nur aus dem Innern, sondern auch in die Höhe, ging um den Mercedes herum und winkte mit der MPi.
Logan Costello blieb stehen. »Wollen Sie die in der Hand halten, wenn wir ins Haus gehen?«
»Du willst mich reinlegen, was?«
»Nein. Nur vor Schaden bewahren. Um diese Zeit ist in einem so großen Haus noch einiges los. Es herrscht Betrieb, deshalb wäre es besser, wenn Sie die MPi verschwinden lassen würden.« Cavelli überlegte einen Moment. »Gut, ich mache es. Aber laß dir keine Dummheiten einfallen!«
Logan Costello schaffte es, ein naives Gesicht zu machen. »Welche Dummheiten denn?«
»Schon gut, Alter, geh!« Cavelli schüttelte den Kopf. »Und so etwas wie du hat hier in London die Macht.« Er knöpfte mit einer Hand sein Jackett auf und ließ die MPi sinken.
Costello feuerte durch die Jackentasche. Dort steckte der kleine vernickelte Revolver. Es gab nur einen dünnen Knall, und der Mafioso schoß noch ein zweites Mal, um sicherzugehen. Beide Kugeln trafen genau. Zweimal zuckte Cavelli auch zusammen. Seine Augen wurden groß, der Mund öffnete sich, und ein schweres Röcheln drang hervor.
Dann wankte er zurück. Die MPi rutschte ihm aus der Hand und fiel auf das Pflaster. Ausdruckslos schaute Logan Costello dem Killer aus

New York nach. Dabei schüttelte er den Kopf und erwiderte etwas auf Cavellis letzte spöttische Bemerkung. »Ich regiere in London. Das wirst du wohl jetzt bemerkt haben, du elende Ratte.« Die letzten Worte hörte der New Yorker schon nicht mehr. Er spie plötzlich Blut und brach im gleichen Augenblick zusammen. Tot blieb er liegen.

Costello war zufrieden. Wie ein ängstlicher Vogel schaute er sich um, ob irgend jemand etwas bemerkt hatte. Soviel er feststellen konnte, hatte es keine Zeugen gegeben, und das beruhigte ihn ungemein. In aller Ruhe machte sich Costello an die Arbeit. Er erledigte das, was zu tun war. Zunächst hob er die Maschinenpistole auf Und verstaute sie in seinem Wagen. Dann bückte er sich, faßte die Leiche Unter und schleppte sie zu einem nahen Gebüsch, wo sie zwischen den dicht belaubten Zweigen verschwand.

Anschließend lud er seinen Revolver nach. Dabei lächelte er. Dieser kleine Freund hatte ihm wieder einen großen Dienst erwiesen. Leider hatte er sich ein wenig verspätet, aber die Chinesin würde noch nicht zu Bett gegangen sein.

Costello strich seinen Anzug glatt und schritt an der Schmalseite des hohen Hauses entlang, um den normalen Eingang zu erreichen. Er kannte den Nachtportier zwar nicht, zudem war die Tür abgeschlossen, aber um so etwas hatte er sich noch nie gekümmert.

Zwei Minuten wartete er im Schatten. Dann kam ein junger Mann auf das Haus zu. Er war durchschnittlich gekleidet und trug eine Aktentasche.

Vielleicht kam er von der Arbeit. Costello stellte sich ihm in den Weg und wedelte mit einer 100-Pfund-Note. »Die gehört Ihnen, junger Mann, wenn Sie mich mit ins Haus nehmen und so tun, als wären wir Bekannte.«

»Aber… aber… wieso…«

»Machen Sie es?«

»Klar, ich…«

»Unter Männern, wissen Sie. Hier wohnt jemand, der ist jünger als meine Frau, und Sie wissen schon…«

Das verstand der Mann. Er grinste und griff nach der Note. »Das sage ich meiner Maria aber nicht.«

»Es wäre auch töricht.«

So kam Logan Costello in das Haus, und der Nachtportier grüßte sogar noch freundlich. »Wo wollen Sie denn hin?« wurde Costello gefragt, als sie im Lift standen.

»Bestimmt höher als Sie.«

»Das glaube ich gern. Ich könnte zu Fuß hochgehen.«

»Drittletztes Stockwerk.«

»Na, dann viel Spaß.«

Costello fuhr weiter und hatte bald den Stock erreicht, in dem nicht

nur John Sinclair wohnte, sondern auch dessen Freunde Suko und Shao.

Der lange Gang war bis auf Costello menschenleer. Teppiche dämpften seine Schritte, und die entsprechende Tür hatte er bald gefunden. Er wußte, daß Shao und Suko neben Sinclair wohnten.

Vor der Tür blieb Costello für einen Moment stehen und atmete noch einmal tief durch. Dann schellte er…

***

Die Reporterin war zu einer Untoten geworden!

Ich hätte mir selbst ins Gesicht schlagen können, als ich das sah. Trotz des Schocks machte ich mir die bittersten Vorwürfe. Vielleicht hätte ich sie doch nicht wegschicken sollen, aber wer konnte schon in die Zukunft sehen? Sie mußte den Zombies als Lebende genau in die Arme gelaufen sein. Verdammt auch.

Jill St. Clair wollte etwas sagen. Sie bewegte auch den Mund, doch nur ein dumpfes Röcheln schwang mir entgegen. Plötzlich griff sie an.

Ich hatte mich noch nicht richtig auf die Situation eingestellt. Ein Schlag erwischte mich seitlich am Kopf und warf mich herum. Rasch konnte ich mich wieder fangen, als sie sich schon auf mich fallen ließ und ihre bereits kalten Totenklauen nach meinem Hals griffen.

Ich schlug unter die Hände, riß mein Knie hoch und konnte sie stoppen.

Um sie richtig auszuschalten, mußte ich eine Waffe nehmen.

Ich wollte das Kreuz hervorholen, als sie einen Angriff startete, mit dem ich nicht gerechnet hatte. Sie warf sich nicht nur vor, sondern rannte auch. Dabei senkte sie den Kopf, zielte auf meinen ungedeckten Magen und traf.

Ich wurde nach hinten katapultiert, gefährlich nahe an den Dachrand…

ENDE des zweiten Teils